

Bernd Gäbler



Armutszeugnis

Wie das Fernsehen die Unterschichten vorführt

**Ein Projekt der Otto Brenner Stiftung
Frankfurt am Main 2020**

OBS-Arbeitspapier 40

OBS-Arbeitspapier 40
ISSN: 2365-1962 (nur online)

Herausgeber:

Otto Brenner Stiftung

Jupp Legrand

Wilhelm-Leuschner-Straße 79

D-60329 Frankfurt am Main

Tel.: 069-6693-2810

Fax: 069-6693-2786

E-Mail: info@otto-brenner-stiftung.de

www.otto-brenner-stiftung.de

Autor:

Prof. Bernd Gäbler

FHM Bielefeld

Ravensberger Str. 10 G

D-33602 Bielefeld

Tel.: 0521-9 66 55 10

E-Mail: b.gaebler@t-online.de

Lektorat:

Elke Habicht, M.A.

www.textfeile.de

Satz und Gestaltung:

think and act –

Agentur für strategische Kommunikation

Titelbild:

agenturfotograf.in/AdobeStock.com

Redaktionsschluss:

23. März 2020

Hinweis zu den Nutzungsbedingungen:

Dieses Arbeitspapier darf nur für nichtkommerzielle Zwecke im Bereich der wissenschaftlichen Forschung und Beratung und ausschließlich in der von der Otto Brenner Stiftung veröffentlichten Fassung – vollständig und unverändert – von Dritten weitergegeben sowie öffentlich zugänglich gemacht werden.

In den Arbeitspapieren werden die Ergebnisse der Forschungsförderung der Otto Brenner Stiftung dokumentiert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Für die Inhalte sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Arbeitspapiere erscheinen nur online, nicht als Printprodukt.

Download und weitere Informationen:

www.otto-brenner-stiftung.de

Vorwort

Armut ist ein politisch umstrittener Begriff, der auf vielschichtige Fragen verweist, facettenreiche Inhalte zum Ausdruck bringt und auch Probleme anreißt, die immer wieder diskutiert werden müssen. Es geht um Weltbilder, Werte, Interessen und Vorstellungen von Gerechtigkeit, die nicht selten aufeinanderprallen. In demokratischen Gesellschaften ist dabei das durch Medien erzeugte Bild von Armut und sozialer Ungerechtigkeit für gesellschaftliche Aushandlungen zentral. Doch welches Bild zeichnen die Medien in Deutschland von Armut? Welches Zeugnis dieser gesellschaftlichen Realität legen sie ab? Diesen Fragen geht das vorliegende Diskussionspapier der Otto Brenner Stiftung anhand der Darstellung von Armut im Massenmedium Fernsehen nach – und lässt im doppelsinnigen Titel „Armutszeugnis“ zugleich sein Urteil erkennbar werden.

Dass es in Deutschland Armut gibt, wird zwar nur selten geleugnet, aber Konjunktur hat die Berichterstattung darüber dennoch nicht. Im Fokus stehen meist andere Themen. Gegenwärtig dominieren Klimapolitik, Globalisierung und Digitalisierung, Flucht und Integration sowie bis auf Weiteres die Corona-Pandemie die politische und mediale Agenda. Wenn aber das fundamentale Problem der sozialen Ungleichheit ins Hintertreffen medialer Aufmerksamkeit gerät, dann verrät dies eine eingeschränkte Perspektive. Denn es ist beispielsweise keineswegs gesichert, dass der anstehende ökologische Umbau auch sozial verträglich gestaltet wird und dass die fortschreitende Globalisierung soziale Gegensätze verringert. Von Armut Betroffene haben keine starke Lobby, die ihre Belange in den Diskurs einspeist und ihre Interessen durchsetzt. Darum bleibt es wichtig, dass Medien die soziale Frage immer wieder stellen, Armut konsequent im Blickfeld halten und fortlaufend über adäquate Formen der medialen Repräsentation der Betroffenen streiten. Der berufsethische Anspruch der Medien, auch „eine Stimme für die Stimmlosen zu sein“, ist hier von besonderer Relevanz.

In diesem Sinne wollen wir einen Denkanstoß geben und zu einer ergebnisoffenen Debatte über Unzulänglichkeiten der journalistischen Praxis ermutigen. Unserem Autor Bernd Gäbler, der schon mehrere interessante OBS-Studien veröffentlicht hat, geht es dabei nicht darum, einen neuen oder gar eigenständigen Beitrag zur Armutssoziologie zu liefern. Einige zentrale Fakten, präsentiert am Beginn des Papiers, sollen lediglich den Rahmen für die weitere Diskussion der medialen Armutsdarstellung liefern. Weiterhin geht es in dem Diskussionspapier nicht um eine exakt vermessende empirische Studie aller Armutsberichte in der deutschen Fernsehlandschaft. Stattdessen sollen präzise Beobachtungen einiger markanter Beispiele der medialen Thematisierung von Armut eine weitere Diskussion anregen.

Zum zehnten Geburtstag von RTL im Jahr 1994 hatte Gerhard Zeiler, der damalige Chef des Senders, in seiner Festrede betont, es sei dessen Alleinstellungsmerkmal, denjenigen einen Raum zu geben, die von anderen als „Unterschicht“ verachtet würden. Heute ist diese Affinität zu einer bestimmten Schicht, die sowohl im Programm gezeigt wie als Zuschauer anvisiert wird, zur DNA des Senders RTL II geworden. Sendungen wie *Hartz und herzlich* oder *Armes Deutschland* gehören zentral zu dessen Programmprofil.

Viel zu selten sind diese Formate jedoch Gegenstand differenzierter Programmkritik. Der Sender genießt wenig Ansehen, und deswegen finden viele Medienkritiker solche Sendungen von vornherein des Ansehens nicht wert. Dagegen ist die vorliegende Studie von der Überzeugung getragen: Weil es besonders viel zu kritisieren gibt, hilft es nicht, diese Sendungen einfach zu ignorieren. Stattdessen bedarf es scharfer Beobachtung. Darum nimmt die Darstellung und Analyse der sogenannten „Sozialreportagen“ von RTL II einen relativ breiten Raum ein.

Die öffentlich-rechtlichen Sender haben einen anderen Anspruch. „Wir wollen Kitt für die Gesellschaft sein“, erklärte kürzlich der neue Vorsitzende der ARD, WDR-Intendant Tom Buhrow. Dieser Anspruch kann in seiner Vagheit auf vielfältige Weise gedeutet werden, sicher dürfte jedoch folgende Interpretation sein: Es entspricht sicherlich nicht dem öffentlich-rechtlichen Auftrag, den unteren Rand der Gesellschaft zu ignorieren oder auf ihn herabzublicken. Als wenig befriedigend ist die Antwort zu werten, die neuerdings häufiger von den Verantwortlichen von ARD und ZDF vorgetragen wird: Hansi Hinterseer und Helene Fischer oder *Das Traumschiff* seien für das öffentlich-rechtliche Programm so wichtig, weil dessen Angebot nie elitär, sondern unbedingt populär und für jedermann konsumierbar sein müsse. Etwas mehr intellektuelle Anstrengung ist schon nötig, um herauszubekommen, welche neuen ästhetischen Darstellungsformen entwickelt und erprobt werden müssen, um Armut zeitgemäß und zugleich realistisch und würdig darzustellen.

Unser Diskussionspapier zeigt: Die gesellschaftliche Polarisierung findet ihre Fortsetzung in einer medialen Spaltung. Auch im Fernsehen gibt es fragmentierte Parallelwelten, die sich kaum berühren. Wir schlussfolgern: Es ist falsch, die „Unterschichten“ dem sogenannten „Unterschichtenfernsehen“ zu überlassen. Der „untere Rand“, so das Fazit von Autor und Stiftung, gehört in die Mitte unserer Wahrnehmung.



Jupp Legrand
Geschäftsführer der OBS

Frankfurt am Main, im März 2020

Inhalt

1	Einleitung	7
2	Armut – mitten in der Wohlstandsgesellschaft	11
2.1	Ein umstrittener Begriff	11
2.2	Zahlen und Fakten	13
2.3	Hartz IV	15
2.4	„Unterschichtenfernsehen“	17
▶	Interview: „Armut ist gemacht“ (Dr. Ulrich Schneider, Der Paritätische)	19
3	RTL II – „Sozialreportagen“	23
3.1	Hartz und herzlich – Armut als Serie	23
3.1.1	Kamera und Kommentar.....	26
3.1.2	Körper und Krankheit	28
3.1.3	Intimität und Intransparenz.....	31
3.1.4	Gescripted und Gedächtnisprotokolle.....	32
3.1.5	Amt und Alltag	34
3.1.6	Pseudo-Dokumentation und Selbstbeweihräucherung	36
3.1.7	Vorbild <i>Benefits Street</i>	38
3.2	Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?	40
▶	Interview: „Ich bereue das total“ (Jacqueline Paetzel, Mitwirkende in Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?)	46
4	RTL	49
4.1	Ein Koffer voller Kitsch.....	49
4.2	Ein Koffer voller Zynismus.....	50
5	Armut im privaten Fernsehen – ein Zwischenfazit	54
▶	Interview: „Armut in vielfältiger Weise betrachten“ (Marcus Niehaves, ZDF)	56
6	ARD und ZDF	60
6.1	Mitgefühl zur Weihnachtszeit	60

▶ Interview: „Wichtig ist, was die Menschen zu erzählen haben“ (Holger Baars, Radio Bremen)	63
6.2 Gesucht: Eine neue Sprache für Doku und Fiction	68
▶ Interview: „Wir suchen nach neuen Welten und Schmerzpunkten“ (Aelrun Goette, Regisseurin).....	72
7 Resümee und Aufruf	76
Literatur	78
Hinweise zum Autor	81

1 Einleitung

Im vorliegenden Diskussionspapier geht es um Medien, nicht um Soziologie. Gleichwohl wird zum besseren Verständnis des Gegenstands der Untersuchung eingangs kurz der Stand der Armutsforschung referiert (Kapitel 2), auch um darzulegen, dass dem Papier ein weiter, multi-dimensionaler Begriff von Armut zugrunde liegt. Außerdem werden die zentralen Begriffe „Hartz IV“ und „Unterschichtenfernsehen“ reflektiert.

In der folgenden Inhaltsanalyse wird besonderes Gewicht auf die Darstellung und Interpretation des Formats *Hartz und herzlich* des Senders RTL II (Kapitel 3.1) gelegt. Das hat mehrere Gründe. Zunächst muss dieses Format etwas ausführlicher beschrieben werden, weil es vielen Lesern nicht selbstverständlich geläufig ist. Obwohl in der von RTL II anvisierten Zielgruppe recht erfolgreich, spielt es in öffentlichen Diskursen über die Darstellung von Armut ebenso wie in der Medienkritik nur eine untergeordnete Rolle. Dabei stellt es die dominante Form dar, in der aktuell im privaten Fernsehen über Armut berichtet wird. Die Beschreibung ist nach einzelnen Gesichtspunkten einer kritischen Rezeption gegliedert. Somit liegt hier zum ersten Mal eine ausführliche, systematische und kritische Betrachtung dieses Formats vor. Das ist wichtig, weil die Machart von *Hartz und herzlich* sich in einer Vielzahl anderer RTL-II-Sendungen fortsetzt. Sie werden alle unter dem Label „Trotz dem Leben“ ausgestrahlt und tragen Titel wie *Armes Deutschland – Deine Kinder* oder *Armutsatlas Deutschland*. Sie sind so angelegt, dass sie im Prinzip nahezu endlos fortgesetzt werden

können. Detaillierter untersucht wird im vorliegenden Papier weiterhin das Format *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* (Kapitel 3.2). Produziert wird es von einer anderen Firma und unterscheidet sich vom Mutterformat *Hartz und herzlich* vor allem dadurch, dass es dieses weiter radikalisiert. Das gesamte Kapitel 3 ist so umfangreich, weil darin eine exemplarische Auseinandersetzung mit einer bestimmten Art und Weise der Darstellung von Armut im Medium Fernsehen stattfindet.

Auch der größere Privatsender RTL versucht sich – allerdings bedeutend zaghafter – an diesem Thema. Mit einer Reportagereise der Moderatorin Vera Int-Veen offeriert er ein Format, das sich selbst als warmherzige Alternative zu den Formaten des Senders RTL II darstellt. An diesem Anspruch wird es gemessen (Kapitel 4.1).

Zumeist in den Nachmittagsprogrammen der Privatsender werden sogenannte „Scripted-Reality“-Formate gesendet. Diese sind angelegt wie klassische Soaps, sollen aber mehr Authentizität vermitteln, weil hier Laiendarsteller die vom Drehbuch vorgeschriebenen Konflikte dramatisch in Szene setzen. Zu diesem Genre gehören RTL-II-Formate wie *Berlin – Tag und Nacht* oder *Köln 50667*. Weil die Medienwirkungsforschung festgestellt hat, dass insbesondere viele jugendliche Zuschauer diese Inszenierungen in der Regel nicht als solche durchschauen, haben sich Sender und Medienaufsicht im Jahr 2014 darauf geeinigt, dass diese Formate zumindest im Abspann als „frei erfunden“ gekennzeichnet werden müssen. Diese Sendungen sind oft in einem ähnlichen sozialen Milieu angesiedelt wie die

ArmutBerichterstattung. Obgleich *Hartz und herzlich* mit ähnlichen Handlungssträngen und Konfliktmustern arbeitet, wie sie in „Scripted-Reality“-Formaten üblich sind, gehört es nicht zu diesem Genre. RTL II nennt seine *Armes-Deutschland*-Formate „Sozialreportagen“. Wir werden untersuchen, inwiefern sie dem Anspruch, der an eine Reportage zu stellen ist, gerecht werden.

Die *journalistische Reportage* ist nach wie vor eine der geeignetsten Formen, die Wirklichkeit für Leser oder Zuschauer zu erforschen. Der Fernsehreporter geht hinaus in die Welt und lässt seine Zuschauer am Geschehen teilhaben. Im Informationsprogramm aller Sender spielt die Reportage noch immer eine große Rolle. Es handelt sich um eine recht offene Form mit fließenden Grenzen zwischen Handwerk und Kunst. Dieses Genre lässt sich schlecht in ein paar definierende Sätze pressen, doch es gibt einige grundlegende Regeln. Bereits im Jahr 2010 hat der schreibende Reporter Johannes Schweikle einige kurze, aber sehr präzise Thesen dazu verfasst, die immer noch zutreffen (Schweikle 2010). Eine Reportage muss plastisch sein und soll möglichst eine Geschichte erzählen. Der Reporter will den Rezipienten mit allen Sinnen an seinen Erfahrungen teilnehmen lassen. Er hat den Ehrgeiz, die Wirklichkeit zu erfassen und „ein kleines Stück dieser Welt genauer zu erklären“ (ebd.). Laut Schweikle muss eine Reportage nicht unbedingt einen „Überblick über ein Großthema wie Bildungspolitik geben“, aber sie könne genau zeigen, „wie es in der neunten Klasse einer Hauptschule in Hamburg-Mümmelmannsberg

zugeht“ (ebd.). Dabei geht es nie ohne Recherche. Die Reportage will tiefer schürfen und nicht nur eine Oberfläche wiedergeben. „Wer nicht mehr staunen kann,“ schreibt Schweikle, „soll am Schreibtisch bleiben.“ Wer also nur berichtet, was er ohnehin schon im Kopf hat, verfehlt die Absicht der Reportage. Deren Sinn besteht nicht darin, Klischees zu reproduzieren. Eine Reportage kann und darf subjektiv sein, aber es wäre ein fundamentales Missverständnis von Subjektivität, daraus abzuleiten, der Reporter dürfe Fakten erfinden, unterschlagen oder verfälschen, damit seine Erzählung stimmiger oder interessanter wird. Im Print-Journalismus ist die Reportage durch die Fälschungen des *Spiegel*-Reporters Claas Relotius (vgl. Moreno 2019) in Misskredit geraten. Es wurde gewöhnt, die der Reportage immanente Tendenz zum „Storytelling“ verführe geradezu zum Fälschen, was allerdings auf mildernde Umstände für den Fälscher hinauslief. Das Gegenteil ist richtig: Nicht die Form der Berichterstattung ist letztlich entscheidend für deren Wahrhaftigkeit, sondern das Format des Journalisten.

Das gilt auch für das Fernsehen. Der große Privatsender RTL versteht sich vor allem als Unterhaltungssender. Definiert man „Unterhaltung“ als Gegenteil von Langeweile, so gilt dieser Anspruch natürlich für jedes Fernsehen. Viele Menschen schalten den Fernseher ein, um abzuschalten. Im engeren Sinne aber zählen zur Fernsehunterhaltung spezielle Formate wie Quiz und Show. Alle Formen von Casting-, Dating-, Rollentausch- oder Coaching-Shows sind dabei insbesondere im Programm der Privatsender zu Hause. Das Fernsehen ist ein Medium der Pas-

sivität. Unterhaltung gilt dann als gut, wenn sie beim Zuschauer das Gefühl erzeugt, er werde gut unterhalten. Zugleich ist das Programm von sozialtherapeutischer Bedeutung.

Der Medienwissenschaftler Norbert Bolz sieht in der Unterhaltung, die immer mit Stereotypen arbeite, die Helden und Versager präsentiere und so Normen setze, sogar ein „moralisches Training“ (Bolz 2007b, S. 95), ja eine „Schule der sozialen Intelligenz“ (ebd., S. 93). Protagonisten aus den Unterschichten haben in der RTL-Unterhaltung schon früher eine Rolle gespielt. Von 2004 bis 2011 brachte die Pädagogin Katharina Saalfrank als *Super Nanny* Familien bei, wie sie die Erziehung ihrer Kinder bewältigen könnten. In Erinnerung geblieben ist die „Schweigetreppe“, auf die schwer zu bändigende Kleine zu verbannen waren. Von 2007 bis 2015 half der mal strenge, mal nachsichtige Schuldnerberater Peter Zweigat hoch verschuldeten Familien *Raus aus den Schulden*. Er popularisierte die Möglichkeit einer „Privatinsolvenz“. Heute lebt er fort als Werbefigur für einen Lebensmitteldiscounter.

Weil es sich nicht ziemt, mit Armut zu spielen, ist es von vornherein heikel, zu diesem Thema eine Unterhaltungssendung zu konzipieren. RTL hat es dennoch versucht mit Ilka Bessin, die als Comedy-Figur „Cindy aus Marzahn“ erfolgreich war, und dem ehemaligen Neuköllner Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky, der sich als Milieukenner und Mann, der Klartext redet, profiliert hat. *Zahltag! Ein Koffer voller Chancen*, heißt dieses als „Sozial-experiment“ titulierte Format. In Kapitel 4.2 wird es gründlich untersucht.

Die Ergebnisse zu den maßgeblich mit Armut befassten Formaten der Sender RTL II und RTL werden anschließend (Kapitel 5) zusammenfassend bewertet.

„Das Fernsehen“ ist facettenreich und vielschichtig. Ebenso der Wahrhaftigkeit verpflichtet wie die journalistische Reportage ist der Dokumentarfilm. Gegenüber der Reportage ist er meist länger und noch stärker ein gestaltetes Kunstwerk. Es gibt eine eigene, lange Tradition der dokumentarischen Filmkunst. Im Fernsehen haben sich insbesondere die öffentlich-rechtlichen Sender ARD und ZDF um die Entwicklung dieses Genres verdient gemacht. Ein Dokumentarfilm will die Wirklichkeit in allen Facetten erfassen. Das geht nicht, indem man einfach die Kamera auf den Gegenstand der Berichterstattung hält. Die Oberfläche soll durchdrungen werden. Recherche ist notwendig. Ein Dokumentarfilm verlangt nach ästhetischer Gestaltung, nach Formbewusstsein, nach Dramaturgie. Die immer noch beste Einführung in die Dramaturgie des Dokumentarfilms gibt Thomas Schadts Bändchen *Das Gefühl des Augenblicks* (2002). „Offenheit, Neugierde, Respekt, ehrliches Interesse sowie Mitgefühl und Geduld gegenüber den Menschen und ihren Situationen vor der Kamera sind unbedingte Voraussetzungen“ (ebd., S. 55), schreibt Thomas Schadt, der ein bedeutender Dokumentarfilmer ist und seit dem Jahr 2005 als Direktor die Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg leitet. Nicht alles sei zeigbar. Deswegen könne „[e]twas weg- oder auszulassen [...] authentischer und damit aussagekräftiger sein, als etwas bewusst nachzustellen oder

gar zu fälschen“ (ebd., S. 25). Sehr ausführlich reflektiert er das Verhältnis von Nähe und Distanz des Dokumentarfilmers zu den Protagonisten. Immer sei dies eine „Begegnung auf Zeit“ (ebd., S. 63), deren Kern die „Vertrauensarbeit“ sei. „Aber Vertrauen braucht Zeit, Zeit jedoch verursacht Kosten“ (ebd., S. 137). Und immer müsse dem Dokumentarfilmer bewusst bleiben, dass die Kamera ein Machtinstrument sei. „Sie ist in der Lage, Menschen zu denunzieren, bloßzustellen“ (ebd., S. 49). Thomas Schadt hat so einen brauchbaren Maßstab entwickelt, an dem alle TV-Formate zu messen sind, die dokumentarisch sein wollen.

Solche finden sich vor allem im Programm der öffentlich-rechtlichen Sender ARD und ZDF. „Das Fernsehen“, schrieb Thomas Schadt schon vor 18 Jahren, „ist der größte Auftraggeber und der größte Verhinderer von Dokumentarfilmen in einem“ (ebd., S. 37). Heute fällt die Analyse nicht anders aus. Im vorliegenden Diskussionspapier spielen Dokumentarfilme zum Thema Armut naturgemäß insbesondere in dem Kapitel über ARD und ZDF (Kapitel 6) eine Rolle. Solche Filme werden zwar gezeigt, aber dennoch entsteht nie der Eindruck, dass hier eine entschlossene Programmplanung existiert oder das Thema durch kraftvolle Initiativen vorangetrieben würde. Deswegen werden hier vor allem einzelne Beispiele besprochen und gewürdigt. Diesem Kapitel ist das Interview mit Aelrun Goette zugeordnet. Sie hat

sich sowohl als Dokumentaristin (*Die Kinder sind tot*) wie als Regisseurin von Spielfilmen einen Namen gemacht und unterrichtet an der *Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf*.

Ähnliche Beobachtungen wie bei den Dokumentarfilmen in ARD und ZDF treffen auf die Darstellung von Armut in fiktionalen Produktionen zu – gemeint ist die Themen- und Formentwicklung in Spiel- und Fernsehfilmen. Auch hierzu (Kapitel 6.2) erfolgt keine auf Vollständigkeit angelegte empirische Programmanalyse, vielmehr werden einzelne herausragende oder in anderer Hinsicht exemplarische Werke hervorgehoben. Als besonders interessant erweist sich hier die Arbeit der Redaktion des „Kleinen Fernsehspiels“ des ZDF, wo immer wieder bemerkenswerte Einzelsendungen zum Thema Armut zu finden sind. Filme, die zu den Hauptsendezeiten ausgestrahlt werden, sind dagegen häufig in Wohlstandsmilieus der Mittelschichten angesiedelt. Im Vergleich mit sozialkritischen Filmen aus unseren Nachbarländern, von denen einige vorgestellt werden, schneidet der deutsche Film – unabhängig davon, ob er für das Fernsehen oder das Kino produziert wurde – nicht gut ab. Hier ist das Fernsehen kein Motor der Innovation.

In Kapitel 7 werden die Ergebnisse der Untersuchung thesenartig zusammengefasst, und der Diskussionsbeitrag endet mit einem Appell, der hoffentlich nicht ungehört verhallen wird.

2 Armut – mitten in der Wohlstandsgesellschaft

2.1 Ein umstrittener Begriff

Es ist kaum zu leugnen, dass es mitten in unserer Wohlstandsgesellschaft Armut gibt. Der Stichtag, von dem an dieser Tatbestand offiziell politisch anerkannt wurde, lässt sich genau benennen: Am 27. Januar 2000 beschloss der Bundestag mit einer rot-grünen Mehrheit, dass die Bundesregierung fortan einen nationalen Armuts- und Reichtumsbericht vorzulegen habe, der dann im Mai 2001 tatsächlich zum ersten Mal erschien. Auch mit veränderten Mehrheiten und Koalitionen wurde diese Praxis fortgesetzt: Der fünfte Bericht stammt vom April 2017 (zur linken Kritik an allen Berichten vgl. Butterwegge 2018, S. 33-64).

In der Folge dieser offiziellen Berichte kommt es regelmäßig zu heftigen publizistischen und wissenschaftlichen Kontroversen darüber, wie „Armut“ begrifflich zu fassen sei. Dass der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband (kurz: Der Paritätische) einen eigenen Armutsbericht vorlegt und Gewerkschaften sowie Sozialverbände sich ebenfalls mit eigenen Diskussionsbeiträgen zu Wort melden, unterstreicht die gesellschaftspolitische Relevanz des Themas.

Parallel zu diesen politischen Auseinandersetzungen hat sich in der Wissenschaft das Thema „Armutforschung“ etabliert. Als einer der Nestoren kann der Frankfurter Wirtschaftswissenschaftler Richard Hauser angesehen werden. Aktuell forschen zu Armut außerdem beispielsweise der Jesuit Friedhelm Hengsbach, der Sozialwissenschaftler Stefan Sell oder Christoph Butterwegge, der im Jahr 2017 als Bundespräsidentenskandidat für

die Partei „Die Linke“ ins Rennen ging. Sie alle widersprechen scharf dem Sozialwissenschaftler und Publizisten Meinhard Miegel, der in Deutschland eine „Nonsens-Debatte“ über Armut ausgemacht haben will und gegen jede Erhöhung von Transferleistungen polemisierte.

Dabei sind sich die meisten Autoren zumindest in einem einig: „Armut ist ein vielschichtiger Begriff, fast schon schillernd“ (Schneider 2010, S. 9). Unumstritten ist, dass der Begriff der *absoluten* Armut, wie ihn die UNO definiert hat, als sie im Jahr 2000 auf ihrem Millenniumsgipfel das Ziel festlegte, diese bis zum Jahr 2015 zu halbieren, für unsere Breitengrade nicht infrage kommt. Ihm zufolge gilt nämlich als arm, wer weniger als einen US-Dollar am Tag zur Verfügung hat. Die Definition des absoluten physischen Existenzminimums hängt von der jeweiligen klimatischen, sozialen und zivilisatorischen Umgebung eines Individuums ab. Schon deswegen kann jeder für entwickelte Gesellschaften gültige Armutsbegriff immer nur *relative* Armut meinen. Die Armut eines Einzelnen oder seiner Familie ist also in Relation zu sehen zur Gesellschaft, in der sie leben. Das ist der Grund, weswegen alle Diskussionen über Armut stets emotional geführt werden: Armut verweist auf den sie umgebenden Wohlstand.

Der Rat der Europäischen Gemeinschaft hat bereits 1984 verallgemeinernd erklärt, dass „Personen als arm gelten, die über geringe (materielle, kulturelle und soziale) Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedsstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar sind“. So steht es auch im ersten Armuts- und

Reichtumsbericht der Bundesregierung von 2001. Eingeführt ist damit der Begriff der „Lebensweise“ und die Notwendigkeit der Differenzierung nach Staaten und Regionen. Noch nicht gewonnen ist mit dieser Definition eine Klarheit, wie Armut zu objektivieren und zu operationalisieren ist. Jeder festgelegte Grenzwert ist immer nur eine Einigung, die folglich nie völlig frei von einer Portion Willkür sein kann. „Aufgrund einer EU-Konvention wird das Ausmaß der relativen Armut in den Mitgliedsstaaten bestimmt, indem man die Quote derjenigen Haushalte ermittelt, die *weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens* zur Verfügung haben“ (Butterwegge 2018, S. 14). Die Europäische Kommission hat dann weiter differenziert und sprach ab 60 Prozent von „Armutsnähe“, ab 50 Prozent von „relativer Armut“ und ab 40 Prozent von „strenger Armut“; während sich in den bundesdeutschen Regierungsdokumenten für alles ab 60 Prozent das Wort „Armutsrisko“ eingebürgert hat.

Da unter Sozialpolitikern schon früh klar war, dass Geld zwar überaus bedeutend, aber doch nicht alles ist, kam sogar schon vor der Einführung der Sozialhilfe in den frühen 1960er-Jahren der Begriff des „soziokulturellen Existenzminimums“ auf. Nicht nur Nahrung, Heizung und Wohnung, sondern auch ein Minimum an gesellschaftlicher Teilhabe sollte zum menschenwürdigen Leben zählen. Aber wie wäre das zu bemessen? Sofort entbrannte ein heftiger Streit um Warenkörbe und Statistiken. Auf die Probleme und Absurditäten solcher Debatten weist Ulrich Schneider (Schneider 2015, S. 14-16) ausführlich hin.

Er nutzt sie, um das aus dem Begriff der „relativen Armut“ entwickelte Konzept der „Armutquote“, dem sich sein Verband, der Paritätische, verschrieben hat, zu begründen und gegen Kritiker zu verteidigen. Schon das mittlere Einkommen zu berechnen erweist sich als keineswegs triviale Übung. „Ausreißer“ können die Statistik verzerren. Dagegen soll der Median, auch Zentralwert genannt, helfen. Zu dessen Ermittlung werden alle Einkommen der Größe nach geordnet. Genau in der Mitte dieser Reihe steht dann der Median. Schneider nennt den Median „robuster als das arithmetische Mittel“ (siehe Interview mit Ulrich Schneider auf S. 19).

Der Kern beider Rechenarten ist, dass Armut stets gebunden bleibt an die sich verändernde gesellschaftliche Umgebung. Wird zum Beispiel Griechenland insgesamt ärmer, kann trotzdem gleichzeitig die Armutquote zurückgehen, während sie in Deutschland steigen kann, obwohl der Wohlstand insgesamt zunimmt. Das empfinden viele Kritiker als unverständlich. Die Sozialverbände aber wollen Armut bewusst nicht allein dort verortet wissen, wo sie offensichtlich wird. Nicht nur Obdachlose und Bettler, Flaschensammler und in Lumpen Gekleidete seien „arm“, vielmehr könne Armut auch die Alleinerziehende mit einem 450-Euro-Job treffen, die Rentnerin, die regelmäßig zur Tafel gehen muss, oder den Vater einer Großfamilie, dessen Mindestlohn als Lagerist nicht ausreicht für die Sneakers der Kinder. „Armut beginnt“, erläutert Schneider, „wenn Menschen ... an ganz normalen gesellschaftlichen Vollzügen nicht mehr teilhaben können“ (siehe Interview auf S. 19).

Dass Armut also facettenreich ist und *mehrdimensional*, betont Christoph Butterwegge. Zwar stehen bei ihm „Mittellosigkeit“ und „dauerhafter Mangel an unentbehrlichen Gütern“ im Zentrum, aber er erweitert den Begriff noch. Auch der „Ausschluss von guter Bildung“, „der Verlust an gesellschaftlicher Wertschätzung“ und sogar die „macht- bzw. Einflusslosigkeit in allen gesellschaftlichen Schlüsselbereichen“ gehören dazu (Butterwegge 2018, S. 13). Hier nähern wir uns dem von Otto Neurath bereits in den 1930er-Jahren entwickelten Konzept der „Lebenslagen“. Ihm zufolge wären die Wohnsituation, Bildungschancen, die örtliche Segregation, Gesundheit, der Mangel an Teilhabe und kulturelle Ausgrenzung ebenfalls zu betrachten und in eine Soziologie der Armut einzubeziehen.

Tatsächlich ist ein solch umfassender Ansatz am ehesten geeignet, nicht nur von der Mitte der Gesellschaft auf die Ränder zu schauen, sondern auch den schwankenden Boden zu spüren, auf dem viele zu stehen glauben, die labilen Verhältnisse abzubilden, in denen viele denken, „was sie können, braucht keiner, was sie denken, schätzt keiner, und was sie fühlen, kümmert keinen“ (Bude 2008, S. 15).

Natürlich ist und bleibt das materielle Einkommen die Basis für die weitere individuelle Lebensgestaltung. Gleichwohl kann es sein, dass zum Beispiel zwei alleinerziehende Mütter momentan materiell genau gleich ausgestattet sind, ihre Lebensperspektive, ihr Blick in die Zukunft, ihr Sinnen und Trachten sich aber völlig unterscheiden (vgl. Bude 2008, S. 76 f.).

Gerade weil es im folgenden Diskussionspapier um Medien, also um kulturelle Praktiken geht, soll unter Armut mehr verstanden werden als ein Zustand materiellen Mangels. Es geht um multidimensionale Lebenspraktiken, um ein Ensemble von Handlungen und Gewohnheiten, von Verhaltensmustern und Ambitionen, deren Leitfrage für den Einzelnen immer diejenige „nach dem zugestandenen oder verweigerten Platz im Gesamtgefüge der Gesellschaft“ (Bude 2008, S. 14) ist, es geht um eine „prekäre Klasse“ (Reckwitz 2019, S. 102-107) am unteren Rand der Gesellschaft.

2.2 Zahlen und Fakten

Bei einer differenzierten Betrachtung kommt man nicht ohne Zahlen und Ziffern aus, die den sozialen Zustand und die Dynamik der Armut komprimiert verdeutlichen sollen. In der Publizistik werden sie oft wie ein Alarmsignal eingeführt. Sie sollen „für sich“ sprechen, was sie meist aber nicht tun, sondern sie bedürfen der Interpretation.

Interessant ist beispielsweise, dass der Armutsbericht des Paritätischen für das Jahr 2019 einen Rückgang der bundesweiten Armutsquote konstatiert, zugleich aber eine wachsende Kluft zwischen den Regionen feststellt (vgl. Starzmann 2019). Außerdem weist der Bericht auf eine „besondere Dynamik bei der Entwicklung von Altersarmut“ hin. Im *Schuldneratlas* der Wirtschaftsauskunftei Creditreform wird die Zahl der Überschuldeten über 60-Jährigen auf 1,02 Millionen beziffert (Creditreform 2019).

Das Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock hat die Daten zur Rentenversicherung von 27 Millionen Arbeitnehmern im Alter zwischen 30 und 59 Jahren ausgewertet. Danach ist klar: Armut, Arbeitslosigkeit und schlechte Bildung sind zugleich das größte Gesundheitsrisiko. Für 40-jährige Männer unterscheidet sich die Lebenserwartung in Abhängigkeit vom Einkommen um bis zu fünf Jahre.

Wenig überraschend ist, dass es – quer durch alle Studien – nach wie vor besonders Arbeitslose, Alleinerziehende, kinderreiche Familien und Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen sind, deren Armutsquote am höchsten ist. Fast 3,9 Millionen Menschen bezogen 2019 Transferleistungen nach Arbeitslosengeld (ALG) II, etwa 20 Prozent der Kinder in Deutschland leben in Hartz-IV-Familien. Das sind 1,9 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. In Berlin sind es 35,7 Prozent (Hartmann 2012, S. 47). Hartz IV beziehen 35 Prozent aller Alleinerziehenden.

Solche Sachverhalte rücken dann auch andere Zahlen ins Blickfeld, die normalerweise zu wenig im Armutskontext erörtert werden. Die jüngste PISA-Studie hat gezeigt: Jeder fünfte 15-Jährige erreicht beim Leseverstehen nur Grundschulniveau. Die exakte Übereinstimmung der genannten 20-Prozent-Marke bei PISA und in der Armutsforschung mag Zufall sein, aber ohne jeden inneren Bezug sind beide Größen nicht: Das Lesen ist gerade in armen Familien keine alltägliche kulturelle Praxis.

Für die Armutsstatistik zu beachten ist zudem eine andere der Bildungspolitik entstam-

mende Zahl: Seit 2015 wieder angestiegen ist die Zahl der Schulabbrecher. Sie liegt bei immerhin 6,8 Prozent (Kramer 2019). Die Schule ohne Abschluss zu verlassen kommt de facto einem Ausschluss von jedweder Berufsausbildung gleich. So werden „die Abgehängten von morgen“ (ebd.) produziert. Im Jahr 2018 konnten knapp 1,5 Millionen junge Menschen bis zum Alter von 30 Jahren keine Berufsausbildung vorweisen.

Auch die Inanspruchnahme von Hilfsangeboten gibt Aufschluss über die gesellschaftliche Realität der Armut. Laut dem 5. Armutsbericht der Bundesregierung 2017 versorgten die „Tafeln“ 2016 1,5 Millionen Menschen mit Lebensmitteln. Die erste Tafel wurde 1993 gegründet. 2018 gab es 941 entsprechende Vereine mit fast 2.000 Ausgabestellen, für die 2.300 Fahrzeuge und rund 60.000 ehrenamtliche Helfer im Dienst waren.

Um die gesellschaftliche Dynamik der Armut zu erfassen, muss der Blick geweitet werden auf die sogenannten „Working Poor“. „Wir haben uns daran gewöhnt“, schreibt die *Welt*-Reporterin Anette Dowideit, „dass Dinge für wenig Geld zu haben sein müssen“ (Dowideit 2019, S. 112). Aber „für den billigen Konsum zahlen andere die Rechnung“ (ebd., S. 115). Fast 3,4 Millionen Vollzeitbeschäftigte verdienen weniger als 2.000 Euro brutto im Monat. In Ostdeutschland sind das mehr als ein Viertel aller Vollzeitbeschäftigten, und 3,4 Millionen Menschen arbeiten regelmäßig in zwei Jobs.

Selbst die FAZ konstatiert: „Deutschland hat einen der größten Niedriglohnssektoren in

Europa“ (Theurer 2019). Als Niedriglohn gilt ein Lohn, der geringer ist als zwei Drittel des mittleren Lohns im Land. 7,9 Millionen Menschen arbeiten in Deutschland zu solchen Niedriglöhnen. Das ist inzwischen etwa jeder fünfte abhängig Beschäftigte. Seit 1995 ist das Heer der Niedriglöhner um 2,9 Millionen Beschäftigte gewachsen (ebd.). Einen Einstieg oder Übergang in tariflich geregelte Arbeitsverhältnisse – so war der Sektor ursprünglich angepriesen worden – bietet die Arbeit im Niedriglohnsektor in der Regel nicht. Die Working Poor leben in einer Art „prekären Wohlstands“, in einer Zone zwischen den Entkoppelten und den Integrierten. Wichtig für die eigene soziale Verortung ist hier nicht nur das Einkommen, das Konsum- und Bildungsverhalten sowie die Wohnlage spielen ebenfalls eine große Rolle.

Diese Indikatoren sind entscheidend für die immer schärfere Absonderung, die entlang der vertikalen sozialen Stufenleiter stattfindet. Kathrin Hartmann beklagt: „Man trifft sich kaum im Konsumalltag [...] lebt nicht mal mehr im selben Stadtviertel [...], schon gar nicht trifft man sich in Fitnessstudios, im Theater, bei Konzerten, im Kino oder in Bars und Restaurants“ (Hartmann 2012, S.16 f.). Man könnte auch sagen, wir leben in einem Land der sozialen Segregation.

Dies hat politische Auswirkungen, die am leichtesten an der Wahlbeteiligung ablesbar sind. Bis zu 40 Prozentpunkte beträgt die Differenz bei der Wahlbeteiligung zwischen den Nobelvierteln und den sozialen Brennpunkten in deutschen Großstädten (vgl. Butterwegge 2018, S. 71).

2.3 Hartz IV

Besonders feierlich sollte es am 16. August 2002 zugehen. Deshalb wurde als Ort der Französischen Dom in Berlin gewählt. Hier übergab der VW-Manager Peter Hartz – ganz modern auf einer Daten-CD – dem Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) die Beratungsergebnisse einer Kommission, die ein halbes Jahr zuvor eingesetzt worden war. Es folgte ein ganzes Paket von Gesetzesmaßnahmen, die alle dem Ziel dienten, die Arbeitslosigkeit abzubauen, die Arbeitsvermittlung zu einer serviceorientierten Dienstleistung umzubauen und insbesondere die bis dahin gültige Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe zusammenzulegen. Dies war der Kern des „Vierten Gesetzes für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ (Hartz IV), das erst im Dezember des Jahres 2003 verabschiedet wurde. „Fordern und fördern“ sollte zum Leitsatz eines „aktivierenden Sozialstaates“ werden.

Gegenüber den Einzelheiten der gesetzlichen Regelungen verselbstständigte sich das Wort „Hartz IV“ aber schon bald. Es wurde zum Synonym für die gesamte neue Sozialpolitik, für ein Unterschichtenmilieu und zum Menetekel für die regierende SPD. Schon im Jahr 2004 wurde „Hartz IV“ zum Wort des Jahres gekürt, mittlerweile hat das Verb „hartzen“ Eingang in den Duden gefunden.

Während die Befürworter der Agenda 2010, als deren Teil die Hartz-Gesetze konzipiert waren, die Regierung Schröder loben, weil sie für arbeitsmarktpolitische Flexibilität gesorgt habe, wodurch Deutschland erst in die Lage versetzt worden sei, sich wohlbehalten etwa

durch die Wirtschaftskrise 2008 zu manövrieren, stand für die Kritiker von Beginn an fest: „Hartz IV bedeutet Armut. Mit Hartz IV ist kein Auskommen, nicht einmal auf allerbescheidenstem Niveau. Hartz IV ist noch härter als Sozialhilfe“ (Schneider 2010, S. 154). Auf allen Ebenen – vom Stammtisch über die TV-Talks bis hin zu Publizistik, Parlamenten und Parteitagen – prägte diese grundsätzliche und unversöhnliche Konfrontation entgegengesetzter Standpunkte mehr als ein Jahrzehnt lang die sozialpolitischen Debatten.

Der damalige FDP-Vorsitzende Guido Westerwelle klagte in einem Gastbeitrag für die *Welt*: „Es scheint in Deutschland nur noch Bezieher von Steuergeld zu geben, aber niemanden, der das alles erarbeitet“ (Westerwelle 2010). Ein Berliner FDP-Politiker, Henner Schmidt, schlug sogar vor, man könne ja Arbeitslose als Rattenfänger einsetzen und ihnen für jede abgelieferte tote Ratte einen Euro geben (Kenter-Götte 2018, S. 70). Zuletzt druckte die *Bild-Zeitung*, am Tag nachdem das Bundesverfassungsgericht im November 2019 geurteilt hatte, der Staat dürfe Fehlverhalten zwar grundsätzlich sanktionieren, aber nicht so drastisch wie bisher, ein Foto von „Deutschlands faulstem Arbeitslosen“ ab, der angeblich jubelte: „Jetzt gibt’s Hartz IV auf dem Silbertablett!“ In der FAZ entgegnete Friederike Haupt: „Nach dieser Logik könnte man auch Deutschlands faulste Mutter, Deutschlands faulsten Angestellten und Deutschlands faulsten Schüler zeigen, um gegen Kindergeld, Kündigungsschutz und Sommerferien mobil zu machen“ (Haupt 2019).

Am besten nachzuvollziehen sind die grundlegenden Differenzen in einer Sonderausgabe der Zeitschrift *Aus Politik und Zeitgeschichte* (APuZ 44-45/2019). Der Kolumnist der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* Rainer Hank und der linke Armutsforscher Christoph Butterwegge sind hier die Kontrahenten.

Hank lobt die grundlegende „Reform des ‚Förderns und Forderns‘“, die „die Versicherungsleistungen des Staates“ mit dem Ziel eingeschränkt habe, so die „Suchanreize für Arbeitslose zu verstärken“ (ebd., S. 8). Dies sei überaus erfolgreich geschehen. Hartz IV zeige die Leistungsfähigkeit des deutschen Modells der sozialen Marktwirtschaft und sei ein „Segen staatlicher Souveränität“ (ebd., S. 8-11).

Ganz anders Butterwegge: Seit Anfang 2005 hätten etwa 20 Millionen Menschen zumindest eine Zeit lang Grundsicherungsleistungen der Bundesagentur für Arbeit bezogen. Langzeitarbeitslose seien abgedrängt worden in den Fürsorgebereich. Bewusst sei ein Niedriglohnsektor geschaffen worden, der inzwischen beinahe ein Viertel der Beschäftigten einschließe und das zentrale Einfallstor für heutige Familien- und spätere Altersarmut sei. Hartz IV mache Menschen arm und krank und dränge sie auch politisch ins Abseits. Stärker als zuvor würden Arbeitslose als ‚Drückeberger‘ oder ‚Schmarotzer‘ verhöhnt. Nicht zuletzt Hartz IV sei es geschuldet, dass die Bundesrepublik vor einer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zerreißprobe stehe (ebd., S. 4-7).

Für die Fachkontroversen und politischen Debatten gilt, was in jedem Alltagsgespräch

feststellbar ist: Hartz IV ist ein Reizwort, das stark symbolisch aufgeladen ist. Ulrich Schneider sagt, der kulturelle Kern sei eine Abwertung des arbeitslosen Menschen (siehe Interview auf S. 19). Die Arbeitslosen selbst empfinden oft ähnlich. Auf jeden Fall wird „Hartz IV“ nicht mit dem Status eines Übergangs, einer Transformation hin zur Arbeit assoziiert, sondern mit einem Zustand der Abhängigkeit. Dies begünstigt eine Wahrnehmung der Betroffenen als abgekoppelt von der Welt der Arbeit. Hartz IV gilt irgendwie diffus als Synonym für „Unterschicht“.

2.4 „Unterschichtenfernsehen“

Obwohl der Begriff „Unterschicht“ eher vage ist, benutzt ihn hilfsweise auch Heinz Bude, der zugleich die Frage bejaht, ob man von einer „Kultur der Unterschichten“ sprechen könne (Bude 2008, S. 120 ff.). Kultur bezieht sich in diesem Kontext nicht in erster Linie auf die Hervorbringungen der Kulturindustrie, sondern soll verstanden werden als ein Ensemble von Gewohnheiten und Verhaltensmustern, die von der Ernährung über die Art der Eheschließungen bis zum bevorzugten Medienkonsum reichen. Außer dem geringen materiellen Einkommen nennt Bude als markantes kulturelles Kennzeichen das häufige Fehlen formaler Bildungsabschlüsse. „Literalität“ spielt eine geringe Rolle. Es wird nicht gelesen, sondern geguckt.

Im Begriff des „Unterschichtenfernsehens“, schrieb Christoph Amend schon im Jahr 2005 in der *Zeit*, verdichteten sich „Assozia-

tionen wie Arbeitslosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Bier am Nachmittag und leere Kassen“ (Amend 2005). Den Begriff hatte er von Paul Nolte entlehnt, der in seinem Buch „Generation Reform“ aus dem Jahr zuvor eigentlich auf etwas anderes hatte hinweisen wollen als auf schlechtes Fernsehen. Im Anschluss an das Werk *Die feinen Unterschiede* des französischen Soziologen Pierre Bourdieu wies er darauf hin, dass Massenkultur keineswegs nur eine nivellierende Wirkung habe, sondern über „ein ganzes Arsenal an Differenzierungsmöglichkeiten“ (Nolte 2004, S. 61) verfüge. Nicht in erster Linie die materielle, sondern die kulturelle Verwahrlosung ist für ihn der Ansatzpunkt „einer neuen Politik der Unterschichten“ (ebd., S. 57).

Populär gemacht hat den Begriff „Unterschichtenfernsehen“ dann Harald Schmidt, der – zur ARD zurückgekehrt – seinen früheren Arbeitgeber *Sat.1* gerne so titulierte. Da konnte er noch nicht ahnen, dass ihn der spätere Konzernchef der *ProSiebenSat.1*-Gruppe bestätigen sollte. In einer Analystenkonferenz wollte Thomas Ebeling im November 2017 die Programmstrategie seines Senders gegenüber Streamingdiensten verteidigen und führte aus: „Es gibt Menschen, ein bisschen fettleibig und ein bisschen arm, die immer noch gerne auf dem Sofa sitzen, sich zurücklehnen und gerne unterhalten werden wollen. Das ist eine Kernzielgruppe, die sich nicht ändert“ (Ebeling 2017). Lange konnte er sich danach nicht mehr im Amt halten. Auch wenn man mit Norbert Bolz zu konstatieren geneigt ist, dass Geschmack keine Frage der sozialen Schicht ist, so kann

man in den gemeinten Programmen – die oft von sogenannten „Scripted-Reality“-Formaten getragen werden – doch strukturelle Merkmale beobachten, die mit den erwähnten kommunikativen Gewohnheiten der „Unterschichten“ korrespondieren: Da trifft der Messi auf den Putzteufel, die „Schlampe“ auf den Schüchternen, die gute Seele auf den Rücksichtslosen. Es geht um Träume und Gefühle, Liebe und Hass, Freundschaft und Verrat – allerdings oft simpel polarisierend, ohne Zwischentöne, holzschnittartig, auf Erregung zielend. Diese Art Fernsehen ist nicht in erster Linie ein Fenster zur Welt, sondern ein Spiegel.

In den „prekären Milieus“, wo Buch und Zeitung keine Rolle spielen, wird solches Fernsehen überdurchschnittlich häufig eingeschaltet (Engel/Mai 2015, S. 430). Obschon man im Detail weiter differenzieren muss (vgl. Klaus/Röser 2008), gilt insgesamt: Die öffentlich-rechtlichen Sender mit ihren Programmen erzielen bei diesem Publikum nur eine geringe Reichweite.

Medien prägen die Wahrnehmung. Wenn es um Armut geht, entsteht in besonderer Weise ein Nähe-Ferne-Problem. In der Regel wird von der Mitte der Gesellschaft aus auf die Ränder geschaut. Wird die Distanz übertrieben, erscheint der Arme als der ganz Andere, „der Fremde im eigenen Land“ (Butterwegge 2018, S. 71), als Exot, dem allenfalls völkerkundliches Interesse entgegengebracht wird. Die tatsächliche örtliche Trennung bei Wohnen, Konsum und Kultur begünstigt diese Sicht. Sie kann zur Verdrängung führen, zu Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der „Ausgeschlossenen“, aber auch zu Abstand aus „Angst vor Kontaminierung“ (Bude 2008, S. 113).

Das ist die Kehrseite: Statusängste haben längst die Mittelschichten ergriffen. Armut rückt in bedrohliche Nähe. Vielleicht will man sie sich deshalb lieber vom Leib halten. Da hilft nichts anderes, als den eigenen Blickwinkel zu hinterfragen. Deshalb schauen wir uns in den folgenden Kapiteln die Darstellung von Armut im Massenmedium Fernsehen genauer an.

INTERVIEW

Dr. Ulrich Schneider (Der Paritätische)

„Armut ist gemacht“

Herr Dr. Schneider, was ist in Ihrer Sicht „Armut“?

Dr. Ulrich Schneider: Wir vertreten das Konzept der „relativen Armut“. Armut beginnt also nicht erst dann, wenn Menschen physisch bedroht sind, weil sie zu geringe Ressourcen haben, sondern, wenn sie an ganz normalen gesellschaftlichen Vollzügen nicht mehr teilhaben können.

Eine Gesellschaft der Gleichheit ist ja wohl unreal. Wann aber wäre aus Ihrer Sicht eine Gesellschaft gerecht oder zumindest gerechter?

Es muss nicht Armut geben, weil es Ungleichheit gibt. Armut ist gemacht, wird zugelassen und kann deshalb auch wieder beseitigt werden. Für uns wäre Einkommensarmut ganz konkret dann kein Thema mehr, wenn keiner weniger als 60 Prozent des Median-Einkommens hätte. Dann wäre die Armutsquote auf null. Dann wäre Armut erledigt. Man bekommt das hin über höhere Sozialtransferleistungen. Man bekommt das hin über eine bessere Lohnpolitik, zum Beispiel höhere Mindestlöhne und über einen verbesserten Familienlastenausgleich. Mit anderen Worten: Wir haben es in der Hand, in Deutschland eine Verteilungspolitik zu betreiben, die Armut verhindert, genauso wie die Politik an der jetzt vorhandenen Armut durch ihre Verteilungspolitik – nämlich im Wesentlichen von unten nach oben – mitgearbeitet hat.

“

**Wir haben es
in der Hand,
Armut zu
verhindern.**

Ist es nicht so, dass gerade wegen der 60 Prozent vom mittleren Einkommen es automatisch auch immer Armut geben würde, egal wie reich die Gesellschaft ist – oder ist für Sie tatsächlich eine völlig armutsfreie Gesellschaft möglich?

Der Median ist ja sehr robust, robuster als das arithmetische Mittel. Deshalb ist es auch möglich, Verteilungswirkungen hinzubekommen, in denen keiner mehr unter 60 Prozent des mittleren Einkommens liegt. Über Arbeitsmarktpolitik, über Sozialpolitik ist durchaus zu erreichen, dass kein Single unter 1.035 Euro im Monat Einkommen hätte. Schon hätten Sie unter Singles keine Armut mehr.

Was sind die Kernmaßnahmen, die Sie gerne sofort durchsetzen würden, um der Armut entgegenzuwirken?

Die Prioritäten sind die Erhöhung der Hartz-IV-Regelsätze, die Erhöhung der Regelsätze der Altersgrundsicherung, die Einführung einer Kindergrundsicherung und die Ausweitung eines sozialen Arbeitsmarktes für alle Langzeitarbeitslosen, die arbeiten wollen, ein Mindestlohn von 13 Euro und ein Rentenniveau von 53 Prozent. Zusätzlich müsste man noch den Mietendeckel konsequent durchziehen – das sind einige Kernforderungen, mit denen man Familien, Alleinlebenden und vor allem Alten sofort helfen würde.



**Hartz IV ist
verknüpft mit
Sanktionen und
Drangsalierung.**

Hartz IV ist ja stark symbolisch aufgeladen. Ist Hartz IV für Sie ein Übel oder dennoch eher eine sozialpolitische Erleichterung, auch wenn Sie höhere Regelsätze fordern?

Kulturell steht Hartz IV für die Abwertung von arbeitslosen Menschen. Hinter dem Begriff Hartz IV stand und steht ein neoliberales Menschenbild. Hartz IV ist verknüpft mit Sanktionen und Drangsalierung. „Wer zu viel Geld bekommt, wird faul“ – das ist die Grundaussage –, deswegen muss man ihm Beine machen. Das Bild vom Arbeitslosen, der auf dem Sofa rumhängt und von dort vertrieben werden muss – das ist Hartz IV. Aber das ist mittlerweile ein sehr ehrliches Bild, denn es ist ja genauso gemeint.

Haben Sie auch den Eindruck, dass durch Hartz IV oder seit Hartz IV in der Wahrnehmung eine Entkoppelung von Armut und Arbeit stattfindet?

Mit der Einführung von Hartz IV hat sich auch nach meiner Beobachtung die Einstellung zur Arbeit schlechthin verschoben. Früher hatte man einen Beruf – das hatte noch etwas mit Berufung zu tun –, auf den man auch stolz war, heute macht man einen Job. Die sprachliche Entwertung zeigt sich außerdem darin, dass man früher sein Geld verdiente, das heißt, es stand einem auch moralisch zu. Heute macht man Geld durch einen Job. Dadurch ist das Arbeitsethos sprachlich ruiniert worden. Das war eine Voraussetzung dafür, dass man dem, der einst eine Berufung hatte, jetzt alles zumuten kann. Die Wertigkeit wurde genommen.

Viel mehr Menschen, als real davon betroffen sein werden, haben Angst vor Altersarmut. Gibt es gegenüber der Armut eine Art „Angstlust“ – man hat Angst, dass sie auf einen zukommt, schiebt sie aber zugleich weg als das ganz Andere, das einen nichts angeht?

Dieses Hinschauen und doch Verdrängen resultiert meines Erachtens vor allem aus der faktischen Machtlosigkeit, in der sich der Einzelne befindet. Was soll man denn tun gegen Altersarmut, wenn man kein Geld hat? Ich kann dann nur sagen: Seid nett zu Euren Kindern. Oder eben: Mischt Euch politisch ein. Das geht aber nur kollektiv. Das Rentemoratorium gilt noch bis 2025 – was passiert dann? Als Einzelner bin ich wirklich machtlos.

Verstärkt die mediale Berichterstattung über Armut solche Effekte – oder welche Tendenzen sehen Sie?

Ich nehme drei Arten von Berichterstattung wahr, die weitgehend parallel nebeneinander herlaufen. Das eine sind nach wie vor Sozialreportagen, die oft sehr mitfühlend und ernsthaft gemacht sind und mit den Leuten, die porträtiert werden, fair und anständig umgehen. Sie helfen, Vorurteile aufzubrechen, indem man Betroffene tatsächlich kennenlernen kann. Oft wird auch eine kritische Sicht auf die Gesellschaft zugelassen. Solche Reportagen sind vor allem im öffentlich-rechtlichen Fernsehen beheimatet. Dann gibt es einen Haufen von Sendungen und Presseberichten, denen es vor allem um Krawall geht. Sie kaprizieren sich auf Hartz IV, führen Menschen vor, bestätigen und verfestigen Vorurteile oder zeigen kuriose Gestalten, die dann als verallgemeinerbare Beispiele herhalten müssen, oder obskure Fälle von Sozialbetrug. Das finden Sie in einigen Privatsendern, aber genauso in der *Bild-Zeitung* oder der *WAZ*. Am schlimmsten ist es dann aber natürlich, wenn mit Armut gespielt wird, wenn ein Spiel daraus gemacht wird, ob Menschen der Armut entgehen können oder nicht – das ist ein Zynismus, den ich mir vor zehn Jahren nicht hätte vorstellen können. Als dritten Strang sehe ich die politische Berichterstattung, die zum Beispiel in der *Welt* oder der *FAZ* nach wie vor davon geprägt ist, dass Armut schlechterdings geleugnet wird.

Was ist für Sie „vorführen“ und was ein fairer Umgang mit den Protagonisten von Sozialreportagen?

Am wichtigsten ist für mich, dass man den Protagonisten klar vor Augen führt, was die Ausstrahlung für sie bedeutet. Das heißt meines Erachtens auch, dass man ihnen die Gelegenheit gibt, das Produkt vor der Ausstrahlung anzusehen und noch zu beeinflussen. Für uns Profis ist es ja unser eigenes Risiko, ein Statement abzugeben, ohne den Kontext zu kennen oder nicht zu wissen, wie geschnitten wird. Alles das kennen die Betroffenen nicht. Darum ist es hier ein Gebot der Fairness, sie einzuweihen. Und es ist unanständig, die Ich-Schwäche mancher Betroffener auszunutzen. Ich war in Talkshows schon mit Betroffenen



Am schlimmsten ist es, wenn mit Armut gespielt wird.

konfrontiert, die eindeutig psychisch überfordert waren. Sie gehören dann aber nicht ins Fernsehen.



Nie hinter dem Rücken der Leute agieren.

Welche einzuhaltenden Grundsätze für die Berichterstattung über Armut geben Sie Journalisten mit auf den Weg?

Nie hinter dem Rücken der Leute agieren. Es muss offengelegt werden, was das Ziel des Berichts ist, was ins Bild kommt. Die Protagonisten müssen am Ergebnis beteiligt werden. Sie müssen das letzte Wort haben, denn sie stehen plötzlich in der Öffentlichkeit, nicht der Journalist. Und das Dritte: Bitte bezahlt die Leute ordentlich. Die arbeiten fürs Fernsehen, dann müssen sie auch vergütet werden.

Vielen Dank für das Gespräch.

Dr. Ulrich Schneider (61) ist promovierter Erziehungswissenschaftler und seit 1999 Hauptgeschäftsführer des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbands.

Das Gespräch wurde am 23. Januar 2020 geführt.

3 RTL II – „Sozialreportagen“

Im November 2019 wurde Konstanze Beyer zur neuen Chefredakteurin des Senders RTL II befördert. In der offiziellen Verlautbarung hieß es, sie sei „eine sehr erfahrene TV-Journalistin und Programm-Managerin“. Insbesondere habe sie „mit der Etablierung der Sozial-Dokumentationen und der Einführung des Dokumentations-Labels ‚Trotz dem Leben‘ [Originalschreibweise; B. G.] bewiesen, dass gesellschaftlich relevante Dokumentationen in der Primetime sehr erfolgreich sein“ können. Ihren Aufstieg hat sie also ebenden Formaten zu verdanken, die nun genauer unter die Lupe genommen werden sollen.

Auf die Begriffe „Dokumentation“ und „gesellschaftlich relevant“ wird noch zurückzukommen sein (siehe Kap. 3.1.6). Festzustellen ist aber auf jeden Fall, dass alles, was unter dem oben genannten Label läuft, nicht nur gut zum sonstigen Programmangebot des Senders passt, sondern geradezu zum Markenkern von RTL II geworden ist. Für das jüngere Publikum gibt es seit 2011 die „Scripted-Reality“-Serie *Berlin – Tag und Nacht* und als Spin-off seit 2013 *Köln 50667*, die beide von der Firma *filmpool* hergestellt werden und über ausgiebige Social-Media-Repräsentanz verfügen. Als krasses Aufeinandertreffen skurriler Gegensätze werden Formate wie *Frauentausch* und *Endlich sauber* inszeniert: Gescripted sind auch Formate wie *Promis auf Hartz IV*, die als „Sozial-experiment“ fungieren. Angeblich Prominente – wie Karl-Heinz Richard Fürst von Sayn-Wittgenstein alias Karl-Heinz Richard Böswirth, der zum zweiten Mal mitspielt – verzichten für drei Wochen auf Luxus und zeigen sich dann mit

Zahnbürste und im Bademantel in ihrem Campingbus. Die Auswandererfamilie *Die Reimanns* wird ebenso begleitet wie die kinderreichen *Wollnys*. Eine große Programmfläche nehmen *Hartz und herzlich*, *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* und *Armes Deutschland – Deine Kinder* sowie *Hartes Deutschland – Leben am Brennpunkt* ein, die unter dem Label „Trotz dem Leben – Geschichten aus Deutschland“ ausgestrahlt werden. Weil das von diesen Sendungen gezeichnete Bild der „Unterschichten“ nicht ohne Wirkung bleibt, schauen wir bei einigen genauer hin.

3.1 *Hartz und herzlich* – Armut als Serie

Seit 2016 strahlt RTL II diese Serie in mittlerweile zehn Staffeln als eines seiner quotenstärksten Programme aus. Die Produktionsfirma *UFA Show & Factual* dreht bevorzugt an sozialen Brennpunkten, zeigt Stadtviertel wie die Eisenbahnsiedlung in Duisburg, die Benz-Baracken in Mannheim oder das Winzler-Viertel in Pirmasens. Andere Schauplätze sind Plattenbausiedlungen in Bitterfeld-Wolfen und Rostock-Groß Klein, Salzgitter-Lebenstedt und das brandenburgische Niedergörsdorf-Altes Lager. Es gibt Erstausstrahlungen und Wiederholungen (am ersten Septemberwochenende 2019 zum Beispiel samstags zwischen 12.15 und 16.15 Uhr zwei Folgen, sonntags ab 11.15 Uhr sogar drei Folgen nacheinander, und am 30. Dezember 2019 wurde die Sendung nahezu ganztägig ausgestrahlt), zudem „Specials“ wie die „Rückkehr in die Eisenbahnsiedlung Duisburg“. Als dieses Arbeitspapier verfasst

wurde, war *Hartz und herzlich* täglich mehr als zwei Stunden lang – unterbrochen von Werbepausen und Nachrichten – ab 16 Uhr zu sehen. Ausgewertet wurden mehrere Sendungen im September 2019 und sämtliche Sendungen im Dezember 2019 und Januar 2020.

Zu Beginn und nach jeder Pause läuft ein Trailer. Das entsprechende Viertel wird in einer Totale gezeigt – meist ist es ein sanfter Kameraflug über Hochhäuser oder Mietskasernen –, dazwischengeschnitten sind kurze Aussagen einzelner Protagonisten der kommenden Sendung. Die schauen dann in die Kamera und sagen Sätze wie: „Ich bin komplett pleite“ (Jens aus Pirmasens), „Ganz Deutschland ist ein Irrenhaus, aber hier ist die Zentrale“ (Elvis aus Mannheim), „Ich liebe mein Ghetto“ (Martin aus Rostock) oder „Hartz IV ist schlimmer als der Tod“ (Patrick aus Pirmasens). Es gibt also beides: die Gesamtschau eines Viertels und die Nähe zu einzelnen Bewohnern. So wird suggeriert, dass die Gezeigten das Viertel repräsentieren.

Tatsächlich ist es bloß eine Auswahl einiger weniger Bewohner, die zumeist irgendwie besonders sind – besonders kinderreich, besonders skurril, besonders laut, besonders krank –, und sich häufig noch gut untereinander kennen: In Mannheim sind Beate und Ela sowie die jeweiligen Töchter Janine und Jenny gut befreundet, in Rostock werden Michaela, Sandra und Nicole als Freundinnen vorgestellt – oft besuchen sich die Protagonisten gegenseitig. Doch häufig protestieren nach den Sendungen Bürger gegen die klischeehafte Darstellung ihres Viertels oder monie-

ren die eigenwillige Auswahl der gezeigten Charaktere. Julian (genannt „Julz“) Spies (29), Besitzer des Kiosks „Zum Siedlertreff“ in der Duisburger Eisenbahnsiedlung, der in den entsprechenden Episoden mitgemacht hat, bringt es auf den Punkt: „Wir sind hier nicht alle so. Aber es ist doch klar, dass jemand aus München etwas Extremes sehen will und sich dann vielleicht besser fühlt. Hier leben viele normale Menschen, aber die zu zeigen wäre ja auf Dauer langweilig“ (Migenda 2017).

Dass die ausgewählten Protagonisten typische Bewohner des Viertels sein sollen, wird durch den einführenden Kommentar unterstrichen. Die Stimme ist professionell, sanft, fast säuselnd. „Pirmasens zählt zu den ärmsten Städten Deutschlands“, heißt es dann verallgemeinernd oder: „Plattenbauten, so weit das Auge reicht. Willkommen in Rostock-Groß Klein.“ Die Benz-Baracken in Mannheim werden als „Kultviertel“ tituliert, von dem es heißt: „Hartz IV bestimmt hier den Alltag.“ Dann geht es betont freundlich weiter: „Sechs Monate lang durften wir die Bewohner begleiten“ oder „... sind erneut in Rostock-Groß Klein und dürfen die Geschichten der Bewohner weitererzählen“, die ausdrücklich gelobt werden: „Eins haben die Bewohner fast alle: Das Herz am rechten Fleck“ (Rostock). Die Eisenbahnsiedlung in Duisburg sei geprägt „von Armut und Hartz IV, aber auch von Solidarität und Zusammenhalt“.

Dann wird weitererzählt – die Erzählstruktur ist eine relativ simple chronologische Reihung. Gelegentliche Rückblicke werden etwas eingefärbt, damit es auch jeder mitbekommt. Pro Folge rücken sechs bis zehn Protagonisten

aus dem jeweiligen Viertel ins Zentrum, deren Handeln gezeigt und geschildert wird. Meist geht es um einfache Verrichtungen: Torsten geht in der Natur spazieren, Dieter schenkt Kindern Modellautos, Michaela besucht ihren Freund in der JVA Bützow, Ela kauft eine gebrauchte Waschmaschine, die aber nicht mehr schleudert und deshalb repariert werden muss, Kowalski blättert in einem Fotoalbum, Janine kauft ein Sofa, das aber zu groß ist für ihr Zimmer, Marina muss Hundewelpen impfen lassen, Beate meldet Privatinsolvenz an und erklärt, warum sie das tut. Diese Handlungen werden zu Schnipseln zerstückelt und miteinander verwoben. So kann sich eine kleine Angelegenheit – Katrin bekommt ein Trampolin für ihre Kinder geschenkt, weiß aber nicht genau, wo sie es abholen soll – endlos hinziehen. Die Handlung springt zwischen den Protagonisten hin und her, sodass eine Art „Handlungszopf“ entsteht, der im Prinzip endlos weitergeflochten werden kann.

Unterbrochen wird die Chronologie gelegentlich durch einen „O-Ton-Zuschnitt“, also durch Aussagen, die die Protagonisten der jeweiligen Folge zu ein und derselben Frage direkt in die Kamera sprechen. Daraus ergibt sich ein buntes „Meinungspotpourri“. Gefragt wird etwa nach der Lieblingsmusik, nach dem Traumjob, den ersten Gedanken am Morgen, der eigenen Definition von Armut, der Meinung zu Hartz IV oder ob die Mitwirkenden Angst vor der Zukunft haben. Die Aussagen wirken recht beliebig, stellen aber wiederum Nähe her.

Wie selbstverständlich werden alle – unabhängig von ihrem Alter – mit Vornamen be-

nannt. Nie heißt es Herr X oder Frau Y, sondern stets nur Michaela und Beate, Katrin und Elvis, Petra und Marcus, Chantal oder Vanessa. Vornamen und Altersangaben werden inseriert. Alle werden geduzt. Eine Ausnahme ist lediglich „Kowalski“, der 61-jährige ehemalige Seemann aus Rostock, dem dafür aber ein Vorname verweigert wird. Dies soll Vertraulichkeit signalisieren oder kumpelhaft wirken, ist aber vor allem eines: respektlos.

Die gezeigten Charaktere sind sehr unterschiedlich. Dagmar (65, Mannheim) schimpft gerne lautstark vor sich hin, Gudrun (Mannheim) sitzt rauchend im Rollstuhl und ist kaum zu verstehen, der 16-jährige Jonas ist schon verlobt, die 19-jährige Cindy aus Rostock hat ihr zweites Kind bekommen. Kioskbetreiber Julz (29, Duisburg) hat im Großmarkt Borussia-Dortmund-Lutscher gekauft; Patrick, der 31-jährige Lkw-Fahrer aus Pirmasens, bezeichnet sich als Satanisten und wünscht sich „die Auslöschung der menschlichen Rasse“. Klaus, der in Duisburg seiner Rente entgegenseht, wird dagegen als braver Arbeiter vorgestellt. Einigen Mitwirkenden – wie Jens aus Pirmasens – merkt man an, dass sie sich gerne selbst in Szene setzen. Auch Elvis – Vater von acht Kindern und drogenabhängig – wendet sich häufig deklamierend ans Publikum und schaut gerne sich selbst in der Serie auf dem Handy an, während andere Mitwirkende nicht den Eindruck vermitteln, sie würden ihr eigenes Tun überblicken. Simone (Mannheim) wirkt oft geistig abwesend, selbst wenn ihr Sohn Jonas ihr darlegt, warum er sich gerade mit ihr streitet. Der Fußballfan Dieter wirkt vor der Kamera

unbeholfen, während Joe, ein junger Mann aus Pirmasens, der eine kaputte Brille trägt und im Heim lebt, sich stets wild und unbeherrscht gebärdet. Sandra (Rostock) dagegen fläzt fast stoisch in ihrer Sofaecke.

Es ist wie in fiktionalen Serien: Weil das Personal wiederholt vorkommt, werden die Personen mit der Zeit vertrauter. Sie zwingen den Zuschauer dazu, sich zu ihnen in Beziehung zu setzen, Vergleiche zum eigenen Leben zu ziehen. Der Zuschauer kann froh sein, dass es ihm besser geht, oder Mitleid empfinden, Sympathie entwickeln oder Empörung. Hauptsache, es sind parasoziale Bindungen, die er mit dem Serienpersonal eingeht.

3.1.1 Kamera und Kommentar

Die Kamera sucht stets die Nähe der Protagonisten. Wenn diese in die Kamera sprechen, ist sie durchaus auf Augenhöhe. Häufig ist die Kamera in Bewegung, begleitet die gezeigten Menschen auf dem Weg in die Stadt (Dagmar), zum Einkauf (Katrin und Marina), zum Amt (Janine) oder zur Bank (Jens und Kowalski). Noch öfter wird in den zumeist engen Wohnungen gedreht. Dagmar (Mannheim) wuselt viel herum, Sandra (Rostock) sitzt meist auf dem Sofa, Jens (Pirmasens) zeigt stolz die Plakate und Sprüche an seinen Wänden.

Zur Einführung gibt es Außenaufnahmen. Die Kommentare dazu sind meist sanft. „Ein neuer Morgen in ...“, heißt es dann schlicht oder: „Der Tag neigt sich zu Ende.“ Zu den Protagonisten gibt es einführende Informationen, die neutral klingen. Als „ehemalige Hauptschülerin“ wird uns Cindy (Rostock) vorgestellt,

die 24-jährige Saskia (Mannheim) als „ehemalige Förderschülerin“, Elvis (Mannheim) als „gebürtiger Kroat“, Jens als „gelernter Fachlagerist“, Nicole aus Rostock als „gelernte Kauffrau für Bürokommunikation“ und Florian, der Ehemann von Marina (Mannheim), als „Schaltschrankbauer“. Manchmal gibt es auch freundlich wertende Attribuierungen. Kowalski (Rostock) wird dann als „schlagfertiger Rentner“ bezeichnet, Dagmar (Mannheim) als „gute Seele“, oder es heißt: „Hartz und herzlich – bei Dagmar ist dieser Name Programm.“ Diese Tonlage hat jedoch Tücken. In der gleichen Art werden recht intime Informationen verkündet. Mehrmals wird wiederholt, dass Christine (Mannheim) in ihrer Kindheit von ihrem Stiefvater missbraucht wurde. Bei Nicole (Rostock) wurde früher eine „Borderline-Persönlichkeitsstörung“ diagnostiziert, die die „Gefahr der Selbstverletzung“ berge.

Bisweilen geht es auch hinterhältig zu: Patricia (Pirmasens) wird uns als „gelernte Hauswirtschafterin“ vorgestellt, und dabei schweift die Kamera durch die Wohnung, wo sich Abfall und Müll stapeln. Dieses Verfahren wiederholt sich. Als Jenny (Mannheim) erklärt, dass sie viel Wert auf Sauberkeit lege, wird dies durch die Kamera konterkariert: Wir sehen eklige Kakerlaken. Grundlos optimistisch verkündet die an den Rollstuhl gefesselte Gudrun: „Irgendwann kann ich wieder laufen.“ Sofort wird auf ihren amputierten Fuß gezoomt. Als Michaela, die mit 41 Jahren überraschend wieder schwanger ist, dies ihrem in einer JVA einsitzenden Freund telefonisch erklären will, sehen wir in Großaufnahme ihre brennende Zigarette. Solche bloß-

stellenden Zwischenschnitte kommen häufig vor: von Spülen, die übersät sind mit dreckigem Geschirr und Essensresten, von überquellenden Aschenbechern, Kamaschwenks über Müll und Chaos, Zooms auf Schimmel und Dreck. Als die Wohnung der Rentnerin Christa (Pirmasens) ausgeräumt wird, signalisiert ein Helfer, wie sehr es stinkt. Und in der völlig verdreckten Wohnung des schwer alkoholkranken Rentners Johann schnüffelt die Kamera geradezu herum: Sie zeigt Müll, Dreck, ja sogar Kot. Das gefällt den Machern offenbar so gut, dass diese Szene mehrmals in Rückblicken wiederholt wird. Die Kamera ist nie dezent, lässt nie Raum für eigene Assoziationen des Publikums, sondern „hält voll drauf“ auf das extreme Elend, wühlt im Müll und starrt in Abgründe.

Auch die Kommentare, die auf den ersten Blick neutral oder freundlich klingen, haben es in sich. „Simone und Saskia leben vom Staat“, heißt es da etwa, und das Miteinander des Rostocker „Kultpaares“ Martin (31) und Manja (46) wird so beschrieben: „Aufstehen, Rum-sitzen, Nixtun.“ Chantal (19) hat 2.000 Euro Schulden. „Das wird heute aber erfolgreich verdrängt“, erklärt der Kommentar. Katrin fragt sich, ob ihre Bulldogge trächtig ist. Der dazu gesprochene Kommentar lautet: „Mit Schwangerschaften kennt sich die achtfache Mutter aus.“ Ein Kinderzimmer wird mit älteren Möbeln ausgestattet – kommentiert wird: „In den Benz-Baracken wird der Recycling-Gedanke wörtlich genommen.“ Zu den finanziellen Problemen von Marina sagt die sanfte Off-Stimme: „Wenn die Finanzen schon nicht gehorchen, dann wenigstens die Hunde.“ Simone hat Ge-

burtstag und freut sich auf ein kleines Fest. Aber weder die Tochter kommt noch die Freundinnen. Wir hören: „Simone ist auf den Besuch vorbereitet – wenn er nur kommen würde.“

Das ist typisch für die Kommentierung: Auf einen sanft gesprochenen, freundlichen Beginn, der Einfühlung und Verständnis suggeriert, folgt knallharte, hinterhältige Häme. Simone und ihre Tochter Saskia haben Schwierigkeiten, sich in München auf dem Bahnhof zu orientieren. „Pfadfinder scheinen die beiden nicht zu sein. Dass Bahnhöfe aber auch immer gleich aussehen müssen“, heißt es ironisch. Elvis, der achtfache Vater aus Mannheim, ist seit vielen Jahren drogensüchtig. Ganz nebenbei erfahren wir, dass er zwei Jahre lang im Gefängnis saß. Dann versucht er einen kalten Entzug, schafft dies aber zunächst nicht. Wir sehen ihn aus der Wohnung laufen. Die Kamera verfolgt ihn ein kurzes Stück. „Jetzt ist er wieder unterwegs zu seinem Dealer“, heißt es lapidar. Aus Verzweiflung raucht der Rentner Johann Kamillentee. So werde der Tee seine gesundheitliche Wirkung wohl nicht entfalten, lautet der Kommentar. Patrick und Patricia aus Pirmasens streiten sich nur noch. „Das Leben ist nur noch scheiße“, sagt Patricia weinend in die Kamera – „Und da sind sich die beiden wieder einig“, ergänzt der Kommentar höhnisch.

„Ich bin ein Fernsehstar. Da bin ich stolz drauf“, sagt Kowalski. Damit werden die Protagonisten verführt. Sie glauben, endlich lasse sie mal jemand zu Wort kommen, rücke sie in den Mittelpunkt oder widme sich ihren Problemen – und regelmäßig werden sie dann hinterücks in die Pfanne gehauen.

3.1.2 Körper und Krankheit

Es wird viel geweint in *Hartz und herzlich* – meistens in Großaufnahme. Und es gibt Effekte, die die Emotionen unterstreichen sollen. Zu den Tränen wird regelmäßig Klaviermusik eingespielt. In einer Einblendung erfährt man dann, wo die „emotionalen Höhepunkte“ online abzurufen sind. Als Christa erzählt, dass sie „schon manche Tage“ versucht habe, Selbstmord zu begehen, wird dies mit Streichern untermalt, zum alten Seemann Kowalski ertönt ein Schifferklavier, und als Simone die auf Französisch verfasste Bedienungsanleitung ihrer Waschmaschine nicht entschlüsseln kann, ertönt prompt ein fröhliches französisches Liedchen im Hintergrund.

Nirgendwo sonst werden so viele kranke, auch schwerkranke Menschen gezeigt. Johann ist schwer alkoholabhängig. Ela, Dagmar und Beate unterhalten sich darüber, wie lange er es noch machen werde. Im Hintergrund sehen wir Johann, eine abgemagerte Gestalt, die sich kaum noch am Rollator halten kann, die Kamera zoomt heran. Später betreut Dagmar ihn. Auf den Einkaufszettel kritzelt er „10 Bija“, was uns die Kamera in Großaufnahme enthüllt. Kowalski ist ebenfalls Alkoholiker. Immer wieder darf er ein lautes „Prost“ in die Kamera sprechen, egal ob mit Bier oder Schnaps. Es wird gezeigt, wie er aufgesammelte Zigarettenstummel zu Ende raucht. Die Rentnerin Christa war beim Arzt und will danach die Dreharbeiten beenden. Der Grund muss natürlich noch ausgebreitet werden: Sie hat die Krätze. Oma Ingrid (Duisburg) hat Lungenkrebs. Bei Yvonne (Bitterfeld) wird eine Vorstufe von Gebärmutterhalskrebs dia-

gnostiziert. Bei jeder Erwähnung von Dagmar (Mannheim) wird akribisch darauf hingewiesen, dass ihre Lunge nur noch „zu 17 Prozent“ funktionstüchtig sei. Ausführlich wird ihr Rauchen thematisiert. Elvis (Mannheim) ist, wie bereits erwähnt, drogenabhängig. Frank (Duisburg) war zwölf Jahre lang auf Heroin und ist nun in Substitutionstherapie. Gezeigt wird, wie er am Rhein spazieren geht. Bei der Einblendung des Namens steht aber plötzlich nicht nur das Alter in Klammern, sondern auch ein Kreuz. So erfahren wir ganz beiläufig, dass Frank inzwischen verstorben ist. (Er wurde erwürgt, in einem Prozess konnte kein Tatverdächtiger des Totschlags überführt werden.) Auf das bereits gedrehte Filmmaterial wollte offenbar gleichwohl niemand verzichten. Christine hat eine Krankheit, die COPD (Chronisch obstruktive Lungenerkrankung) heißt, und braucht ein Atemgerät. Auch sie wird wiederholt beim Rauchen gezeigt. Ihr Sohn Dominik (18) ist Autist. Die 14-jährige Tochter von Elvis und Katrin hat ADHS. Es wird gezeigt, wie sie unruhig ist und tobt. Beates Sohn Pascal konnte lange nicht laufen, hat mehrere Beinoperationen überstanden und geht nun mithilfe von Orthesen, die 8.000 Euro gekostet haben. Im Zorn hat er sie in den Müll geworfen. Manja hat Multiple Sklerose, deshalb sitzt sie im Rollstuhl, und wegen ihrer offenen Beine ist sie bettlägerig. Auch Gudrun sitzt im Rollstuhl, auf einem montierten Tablett stehen stets mehrere Flaschen Bier und ein großer Eimer Drehtabak. Olaf wiegt 204 Kilo. Wenn er auf seiner Couch sitzt, hat er nur eine weite Turnhose an, sein ausladender Oberkörper ist übersät mit Geschwüren. Es hat ihn wohl keiner

dazu ermuntert, ein Hemd überzuziehen. Er ist so schwer, dass er in seinen Hausschuhen kaum laufen kann. Die Kamera begleitet ihn und zeigt, wie er schwitzt und schnauft. Er bedauert, dass er während der Dialyse nicht rauchen darf.

Krankheiten müssen nicht verschwiegen werden. Kranke Menschen müssen sich auch nicht vor Kameras verstecken. Bei *Hartz und herzlich* aber werden Krankheiten bewusst ausgestellt. Niemand wird dezent oder rücksichtsvoll behandelt. Und das gilt nicht nur für das offenkundig Sichtbare. Wie sieht es mit psychischen Problemen oder gar Erkrankungen aus? Zumindest hat man bei einigen Protagonisten den Eindruck, es wäre besser, sie vor der Öffentlichkeit zu schützen. Sie sind nicht in der Lage zu überblicken, worauf sie sich einlassen. Simone (Mannheim) wirkt oft wie abwesend, sie scheint die Konflikte um sie herum gar nicht richtig zu verstehen. Sandra aus Rostock, die mit 36 Jahren zum zweiten Mal Großmutter wird, ist kaum artikulationsfähig. Bei Christine (Mannheim) wird sexueller Missbrauch in der Kindheit mehrmals erwähnt. Ist sie damit einverstanden? Auch Cindy (Pirmasens) vermag sich nur sehr einfach auszudrücken. Sie wird schwanger. Aus nicht näher erläuterten Gründen kommt ihr neuer Freund ins Gefängnis. Die Kamera begleitet sie auf dem Weg dorthin, schließlich bricht Cindy die Dreharbeiten ab. Die Schwächen oder Krankheiten der Protagonisten werden nie dezent behandelt.

Doch selbst wenn es nicht um Krankheiten geht: Die Spuren der Armut sind eingeschrieben in die Körper der Menschen. Viele sind übergewichtig – Jens (Pirmasens) verliert deshalb

sofort wieder einen Aushilfsjob –, andere bewegen sich kaum, wie Sandra in Rostock. Martin (Rostock) hat eine große Zahnlücke in den Schneidezähnen, ebenso Florian, der aus Bayern nach Pirmasens gezogen ist und dort ganz schnell Angela heiratet. Schlechte Zähne haben auch Sandra und Gudrun, während Uwe seine zehnjährige Tochter Chantal, die einen starken Vorbiss hat, tatsächlich zum Zahnarzt begleitet und zum Tragen der Zahnsperre ermahnt.

Unabhängig von Alter und Geschlecht sind viele Mitwirkende stark tätowiert. Beate (Mannheim) bis zum Hals, Michaela fast überall, die Männer (Elvis, Marc, Uwe) auf Armen und Handrücken. Manchmal sehen die Tattoos wie Kunstwerke aus, manchmal (Martin) eher handgemacht. Getragen werden gerne Motto-T-Shirts und Hoodies. Aufschriften von *Freiwild*, *Böhse Onkelz* und *Lonsdale* sind sichtbar, andere werden verpixelt.

Bewusst sind die Ausschnitte so montiert, dass fast immer geraucht und getrunken wird: Bier oder süße Limonaden aus großen Plastikflaschen. Häufig werden überquellende Aschenbecher gezeigt. Bei Yvonne (Bitterfeld) schwimmen Zigarettenstummel in einem Wasserglas. Das Rauchen ist auch explizit ein Thema. Simone, ihre Tochter Saskia, Uwe, Katrin, deren Töchter Vanessa und Jasmin, Gudrun, Christine und Beate rauchen eigentlich ständig; Dagmar schafft es trotz Lungenkrankheit nicht, vom Rauchen loszukommen. Janine verbietet ihrer Mutter Beate, die frisch geborenen Zwillinge zu küssen, weil sie rauche. Kurz darauf wird gezeigt, wie die junge Mutter selbst wieder zur Zigarette greift.

In den Wohnungen sind viele Herzchen zu sehen, die Familienfotos an den Wänden werden meist verpixelt. Viele Männer tragen fingerdicke Ketten. Beide Geschlechter (Katrin, Elvis, Torsten, Jens) haben eine Vorliebe für dicke Silberringe. Die Frauen und Mädchen lieben Glitzer. Und sie gehen – völlig unabhängig vom Alter – gerne ins Nagelstudio. Die 19-jährige Cindy (Rostock) hat ebenso wie die 51-jährige Beate stets schillernd bunte Nägel. „Das ist der einzige Luxus, den ich mir gönne“, erklärt Janine. Dafür gebe sie schon mal 70 Euro aus. Für Yvonne (Bitterfeld) ist es „mein monatliches Ritual“. Die Fingernägel sind hier, was in anderen Schichten der Schuhkauf ist. So lässt sich Schönheit applizieren und Körperoptimierung ohne eigene Anstrengung betreiben.

Häufig gezeigt werden Haustiere. Kinder spielen mit süßen Katzen. Die von Dagmar (Mannheim) bekommen Junge. Elvis sucht sich eines aus. Simone hat einen großen Hund, Katrin einen kleinen. Hunde und Katzen leben oft zusammen. Es gibt Kanarienvögel, Reptilien und Echsen. Sandra hat eine Schlange und züchtet Mäuse als Futtermittel. Bärbel aus Duisburg hatte einen Raben im Käfig, was ihr nach Ausstrahlung der Sendung aber verboten wurde. Immer wieder werden Haustiere als Objekte unbändiger Liebe in die Kamera gehalten.

Der Zuschauer wird also permanent mit der Oberfläche dieses Lebens am unteren Rand der Gesellschaft konfrontiert. Die Protagonisten werden lange begleitet und kommen ausführlich zu Wort. Dennoch hat man selten den Eindruck, es würde versucht ihren ernsthaften

Gedanken und tatsächlichen Gefühlen auf den Grund zu gehen.

Weil vieles bewusst im Vagen gehalten wird, bleibt es bloß bei Impressionen. Michaela hat sechs Kinder, aber keines lebt bei ihr. Warum genau? Elvis und Katrin haben acht Kinder, nur sechs leben im Haushalt. Jasmin wurde mit 14 Jahren Mutter, eigentlich lebt sie „im Heim“, doch dann taucht sie „als Gast“ zu Hause auf. So sind einerseits zwar viele kinderreiche Familien zu sehen, aber selten sind sie vollständig. Nie ist ganz durchschaubar, wer aus welchem Grund gerade abwesend ist.

Es gibt plötzlich auftauchende neue Freunde (Sven zieht bei Jenny ein), die dann aber rasch wieder verschwinden. Marc kommt aus dem Ruhrgebiet und zieht bei Elvis und Katrin ein, macht bald darauf deren Tochter Vanessa einen Heiratsantrag, den diese zunächst annimmt, um sich dann doch wieder dem unsichtbar bleibenden Vater ihres Kindes zuzuwenden. Es geht zu wie in einer Seifenoper, die aber jäh Wendungen nicht plausibel machen kann.

Als „Kultpaar“, mal auch als „das ungleiche Paar“ werden Martin (30) und Manja (46) aus Rostock vorgestellt. Martin ist sehr hager, ja ausgemergelt und viel jünger als seine Lebenspartnerin. Ähnliches trifft auf Florian (26) zu, der plötzlich in Pirmasens auftaucht und Angela (34) heiratet, und es gilt ebenfalls für Patrick (31) und Patricia (42 Jahre) in Pirmasens, die in einer Art „Fürsorge-Gemeinschaft“ miteinander leben, sich aber heftig beschimpfen.

Und wir sehen matriarchalisch strukturierte Familien mit vaterlos aufwachsenden Kindern. Jenny ist knapp über 20 Jahre alt und hat

zwei Kinder. Sie wohnt in unmittelbarer Nähe zu ihrer alleinstehenden Mutter Ela, die eins der Kinder großzieht. Deren Freundin Beate hat auch keinen Mann, sie hilft ihrer Tochter Janine (23 Jahre), die Zwillinge bekommt.

Die Verantwortlichen von RTL II nennen dies: „Die Realität abbilden – echt, pur und fernab jeder Zuspitzung. [...] Kein intellektueller Überbau und auch keine journalistische Betroffenheit“ (Turiak 2016). Das Gegenteil ist wahr: *Hartz und herzlich* trifft immer eine bewusste Auswahl: Vorgeführt wird ein Extremismus des Elends, gecastet werden krasse Charaktere, suggeriert wird aber: So sind sie, die „Unterschichten“.

3.1.3 Intimität und Intransparenz

Menschen lassen sich nicht gern in schmutzige Ecken blicken. Das verhindert die Scham. Für die schamlosen TV-Macher von RTL II aber sind diese Ecken besonders interessant. Deshalb versuchen sie ihre Protagonisten in intimen Situationen zu zeigen beziehungsweise ihnen Intimes zu entlocken.

Während ihrer Schwangerschaft und der Geburt ihrer Zwillinge lässt Janine größte Nähe zu. Wir folgen ihr bis in den Kreißsaal. Ihr Sohn wird mit einem Loch im Darm geboren, es geht um Leben und Tod. Das wird detailreich ausgebreitet. Janine will nicht verraten, wer der Vater ist. Nichts wird erklärt. Später aber entschließt sich Janine, das Schweigen doch zu brechen. Sie habe eine länger anhaltende, geheime Beziehung zu einem verheirateten Mann unterhalten, der schon Vater von drei Kindern sei. Jetzt wolle sie seinen Namen beim Amt nennen, er

solle nicht ohne Geldzahlungen davonkommen, der Ehefrau habe sie auch schon geschrieben.

Bei der 19-jährigen Cindy aus Rostock, die schon eine einjährige Tochter, Melody, hat und erneut schwanger ist, zeigt uns die Kamera die ersten Wehen. Dann sehen wir, wie sie mit dem Krankenwagen in die Klinik gebracht wird. Später, als sie wieder mit dem Vater des ersten Kindes zusammenwohnt, stellt sie wegen auffälliger Ähnlichkeit der neugeborenen Tochter Vermutungen an, wer deren Vater sein könnte. Noch keine 17 Jahre alt sei er.

Vanessa (19), Tochter von Katrin und Elvis, führt vor laufender Kamera einen Schwangerschaftstest durch. „Wir haben es darauf angelegt“, bekundet stolz „ihr Verlobter“ Marc. Der Test ist negativ. Bald heißt es, dass sie zum Vater ihres ersten Sohnes zurückkehre und deswegen „nicht mehr erreichbar“ sei. Einige Folgen später taucht sie jedoch wieder auf.

Auch von dem jungen, aggressiven Heimbewohner Joe mit der kaputten Brille heißt es plötzlich: „Wir haben beide [ihn und seinen Kumpel; B. G.] nach diesem Treffen nicht mehr ausfindig machen können und wünschen ihnen alles Gute.“

Über mehrere Folgen wird gezeigt, wie Florian und Angela in Pirmasens ihre Hochzeit vorbereiten: ein Restaurant und günstige Ringe suchen, das Kleid von der ersten Hochzeit umarbeiten lassen. Als es dann so weit ist, heißt es wenig plausibel, alles habe so plötzlich stattgefunden, dass die Familie von Florian nicht kommen konnte.

In Rostock wird Dave angeblich von einer Clique seiner Exfreundin verprügelt, dann ver-

schwindet er. Irgendwann ist er wieder zurück und hat ein Auto gekauft. Die neue Freundin an seiner Seite wird gezeigt, aber nur mit verpixeltem Gesicht.

Simone hat wiederholt Streit mit ihren Kindern Saskia und Jonas. Der Streit entzündet sich an ihrem neuen Freund. Über ihn wird viel geredet, zu sehen ist er aber nie. Klugerweise weigert er sich, bei den Dreharbeiten mitzumachen. Es ist völlig unmöglich, sich als Zuschauer ein Urteil vom tatsächlichen Geschehen zu bilden.

Die Off-Kommentare halten Petra und Marcus vor, mit Petras Mutter Christa herzlos umzugehen. Aber ist das so? Das entzieht sich dem Urteil, denn die beiden steigen in dem Moment aus der Serie aus, als sie einen Security-Job ergattert haben. Liegt es daran, dass sie jetzt anderweitig Geld verdienen?

Beide Elemente ziehen sich durch *Hartz und herzlich* – jähe Intimität und völlige Intransparenz.

Ein Grund dafür wird in der Folge „Rückkehr in die Duisburger Eisenbahnsiedlung“ angedeutet. Bärbel hatte nach den letzten Dreharbeiten eine Aufforderung „vom Amt“ bekommen, ihre materiellen Verhältnisse offenzulegen. „Deshalb“, so heißt es, „kommen neue Dreharbeiten für sie nicht infrage.“ Worum wird hier ein großes Geheimnis gemacht?

Die Protagonisten erhalten in der Regel 100 Euro pro Drehtag. Dafür müssen sie sich langfristig vertraglich binden (siehe Interview mit Jacqueline Paetzl auf S. 46). Die Verträge werden mit der Produktionsfirma geschlossen, nicht mit dem Sender. So kann dieser sich später herausreden, er habe nichts gewusst. Ar-

beit soll bezahlt werden. 100 Euro pro Tag sind für die Beteiligten viel Geld. Diese Bezahlung wirft Fragen auf. Ela hat plötzlich ein kleines Auto vor der Tür stehen, Olaf ein großes. Es heißt, sie hätten es von anonymen Spendern geschenkt bekommen. Oder haben sie es vielleicht doch von ihrer Gage erworben? Durch die Gage entsteht Neid. Und eine Motivation der Teilnehmer, die den Verdacht nahelegt, hier werde keineswegs nur etwas dokumentiert, sondern in Szene gesetzt.

3.1.4 Gescripted und Gedächtnisprotokolle

Es wird nicht behauptet, dass die gezeigten Personen gar nicht real existierten oder gar Schauspieler seien. Auch die Handlungen, bei denen sie gezeigt werden, sind nicht einfach frei erfunden. Aber wer hier Regie führt, ermuntert die Protagonisten nicht, aufzuräumen, bevor das Filmteam kommt, oder besonnener zu reden, wenn die Kamera läuft. Im Gegenteil: Stets werden die Gezeigten angestachelt, zu fluchen, zu streiten, damit zu prahlen, dass „die Fäuste fliegen“, oder ihre Krankheiten vorzuzeigen. Kowalski krempelt sein Hemd hoch, damit alle die Narben seiner Magenoperation sehen. Regina zeigt die Messwerte ihres Bluthochdrucks vor.

„Raffgierig, dumme, fette Sau, asoziale Schmarotzer“, ruft Dagmar (Mannheim) in Richtung von Petra und Marcus, die sich Möbel, die für Christine gedacht waren, unter den Nagel gerissen hatten. Zum Kommentar „Dagmar rechnet mit der Regierung ab“ zetert sie Richtung Bundeskanzlerin: „Die soll mal von Hartz IV lebe, die magert ab, die Alte.“

Jens zum Beispiel wird nicht gebremst, wenn er gerade dabei ist, mal so richtig vom Leder zu ziehen. Er weiß ganz genau, dass „die vom Jobcenter“ sich „Geld in die eigene Tasche stecken“.

Keine Aussage darf wiederholt oder korrigiert werden (siehe Interview mit Jacqueline Paetzel auf S. 46). Manchmal wird die Inszenierung auch offensichtlich. Als Dagmar in Richtung ihrer Nachbarn schimpft, sind diese gar nicht zu sehen. Von hinten sieht man Olaf, wie er vom Balkon aus seinen Nachbarn heftig beleidigt. Der ist aber gar nicht da.

Immer wieder besuchen sich die Protagonisten gegenseitig. Zu einem „Überraschungsbesuch“, heißt es dann gerne. Aber wenn die Gäste empfangen werden, ist die Kamera immer schon da.

Ganz selten werden die sozialen Brennpunktviertel verlassen. Elvis fährt nach seinem kalten Entzug nach Kroatien zu seinen Eltern. Ob er selbst auf die Idee gekommen ist, eine Kamera mitzunehmen, damit er in den nächsten Folgen die Orte seiner Kindheit präsentieren kann?

Simone ist eine glühender Fan des Schlagersängers Semino Rossi. Ihre Wohnung ist entsprechend dekoriert. Gemeinsam mit ihrer Tochter Saskia besucht sie ein Konzert in München. Angeblich hat ihr neuer Freund ihr die Tickets geschenkt. Ob der auch das Treffen mit Semino Rossi arrangiert hat? Der kommt nämlich nach einer Probe auf sie zu, lässt sich mit ihr ablichten, greift schnell etwas vom Souvenirtisch und schreibt ihr eine Widmung. Simone ist dann so begeistert, dass sie für

80 Euro weitere Devotionalien kauft. Natürlich hat die Produktionsfirma alles inszeniert.

Es mag keine Autoren geben, die sich die Dialoge ausdenken und die Handlungsstränge festlegen, aber durch Ermunterung, Überwältigung, Beeinflussung und Lenkung der Protagonisten und durch die Art des Drehs, durch Materialauswahl, Schnitt und Kommentierung erfüllt das, was sich „Dokumentation“ nennt, stets die Muster einer Seifenoper.

Der Eindruck von Nähe und Unmittelbarkeit entsteht unter anderem, weil ungeheuer viel gesprochen wird. Das Handy ist allgegenwärtig. Bei den Ämtern und Banken muss nachgefragt werden, ob Geld überwiesen wurde, was erhaltene Benachrichtigungen bedeuten. Janine braucht eine Geburtsurkunde. Beate hat vergessen, einen Antrag rechtzeitig einzureichen. Telefonate mit Arbeitgebern, Chefs, Vermietern, dem Jobcenter und der Wohnungsbaugesellschaft werden mitgeschnitten und ausgestrahlt. Nie wird das Einverständnis eingeholt oder erteilt. Eine Ausstrahlung ist also eigentlich juristisch nicht erlaubt. Mit einem Trick wird dieses Problem umgangen. Der Ton wird ausgeblendet und die Äußerungen des Gegenübers werden mit einer professionellen Stimme wortgetreu nachgesprochen. Gleichzeitig wird das Wort „Gedächtnisprotokoll“ eingeblendet. Das wird nicht nur bei Telefonaten so gehandhabt. Das Gesicht einer im Krankenhaus gefilmten Krankenschwester wird einfach verpixelt, und ihre Worte werden dann – angeblich aus dem Gedächtnis – exakt nachgesprochen.

3.1.5 Amt und Alltag

Die Handlung von *Hartz und herzlich* besteht aus einer im Prinzip endlos fortsetzbaren Abfolge einfacher Verrichtungen. Bis auf wenige Höhepunkte – ein Ausflug an die Ostsee, eine Bahnreise zum Semino-Rossi-Konzert nach München, Elvis' Elternbesuch in Kroatien nach dem kalten Entzug, ein Straßenbahnunfall, eine Hochzeit – geht es stets darum, den Alltag zu bewältigen. Katrin und Marina (Mannheim) machen zusammen einen Großeinkauf. Regina (Rostock) kämpft mit ihrem uralten Staubsauger. Ela, Beate und Janine (Mannheim) versuchen den Keller zu entrümpeln. Dagmar (Mannheim) bekommt einen neuen Ofen und sägt Brennholz. Ständig ereignen sich Umzüge. Janine will renovieren. Dazu müssen zunächst die alten Tapeten abgekratzt werden. Dann benötigen sie Farben, Werkzeug, Helfer. Eine Küche wird montiert. So geht es weiter, immer weiter.

Das alltägliche Leben stellt sich als eine unendliche Reihe von Schwierigkeiten dar, die stets aufs Neue überwunden werden müssen, von Hürde zu Hürde. Es gibt große Sehnsüchte, aber nie einen langfristigen Plan, erst recht keine vorausschauende Organisation. Rückschläge und Scheitern sind die Folge. Das Leben ist ein einziges Durchwursteln, in dem clevere Ad-hoc-Initiativen gefragt sind und wo es darauf ankommt, Gelegenheiten – etwa wenn wegen des Sperrmülls Möbel auf der Straße stehen – entschlossen zu nutzen.

Omnipräsent ist „das Amt“. Jobcenter und Bank sind notwendig, um die Grundversorgung zu sichern. Dafür muss man Anträge stellen, Nachweise erbringen, braucht Urkunden und

Dokumente. Es gibt Kontakte zum Einwohnermeldeamt und zur Wohnungsbaugesellschaft. Alle machen Ärger, stellen Anforderungen. Kowalski (Rostock) hat seine PIN vergessen, Nadines (Bitterfeld) Konto wurde gepfändet. Ständig ist zu sehen, wie die Protagonisten amtliche Anschreiben bekommen, deren Briefköpfe und Anschriften verpixelt werden; die Protagonisten versuchen zu verstehen, worum es genau geht. Elvis wird eine Gefängnisstrafe angedroht, wenn er seine Schulden nicht begleicht. Jens hat Gelder gekürzt bekommen – aber warum? Beate hat kein Geld erhalten. Es stellt sich heraus, dass sie vergessen hat, rechtzeitig einen Antrag einzureichen. Nur Yvonne (Bitterfeld) wird als so ausgebufft vorgestellt, dass sie genau weiß, was alles beantragt werden kann. Alle Formulare hat sie auf Vorrat beschafft.

Moni (Duisburg) wurde das Kindergeld gestrichen, Janine muss eine Geburtsurkunde beibringen. Saskia versucht den Sinn der Hausordnung einer betreuten Wohngemeinschaft zu erfassen, in die sie einziehen soll. „Ich scheiß auf diese Frau“, schimpft Saskia, nachdem sie mit ihrer Betreuerin telefoniert hat. Vor dem Gebäude stehend, deklamiert Cindy (31, Pirmasens): „Das Jugendamt Pirmasens ist der Arsch.“ „Warum rufen die nicht an, die Schweine?“, fragt Moni (Duisburg), als sie auf Informationen aus dem Krankenhaus wartet. Elvis beschwert sich ebenfalls ständig. „Jugendamt? Einen Dreck machen die“, weiß Michaela (Rostock), ebenso wie Jens (Pirmasens) davon überzeugt ist, dass im Jobcenter „alles Schikane“ ist.

Ab und an zeigt sich aber auch das Gegenteil: Janine wurde die Finanzierung der Erstaussstattung für die neue Wohnung gewährt. Sie ist dankbar und findet es gut, dass es Hartz IV gibt. Beim Kindergeld bekommt sie eine Nachzahlung. Michaela reckt nach einem Beratungsgespräch die Daumen hoch. Bei Dagmar ist Geld auf dem Konto eingegangen. Die Miete wurde schon überwiesen.

Aber egal wie es ausgeht, ob Geld überwiesen wurde und Anträge positiv beschieden, ob Sanktionen drohen oder das Jugendamt – überall regiert scheinbar die Willkür. Ist schon der Alltag ein einziger Hürdenlauf, so scheint „das Amt“ immer noch zusätzliche Schikanen in den Parcours zu schieben.

Das gilt ebenso für den Umgang mit Arbeitgebern und der Wohnungsbaugesellschaft. Als Martin und Manja (Rostock) sich beschweren wollen, ist niemand im Büro. Da geht eine Schimpfkanonade los. Janine (Mannheim) aber hat es geschafft, eine Wohnung zu ergattern. Jens (Pirmasens) bekommt einen Job nicht, weil er zu dick ist, um in die Arbeitskleidung zu passen. Er versucht es als Gabelstaplerfahrer, wird aber schnell wieder entlassen – angeblich weil er zu langsam fahre. Er beschwert sich, dass er ja nicht wie Schumi rumbrettern könne. Sven (Mannheim) hat schon viele Fehlzeiten. Nun hat er sich noch eine Sportverletzung zugezogen, geht an Krücken und ist krankgeschrieben. Angeblich deswegen wird ihm gekündigt. Er will mit seinem Chef telefonieren, um die Rücknahme der Kündigung zu erreichen. Eine auf den Konsens zielende Kommunikation aber gelingt

ihm nicht. Er brüllt: „Du kleiner Wichser!“ So endet das Gespräch.

Hier war der Zuschauer per „Gedächtnisprotokoll“ scheinbar wieder „live“ dabei. Normalerweise kommt dies jedoch nicht vor: Weder die Arbeitgeber noch die Ämter oder Sozialbehörden lassen Kameras zu. Man kann sie verstehen. Die Macher der Sendung pflegen nämlich in der Darstellung einen extremen Subjektivismus. Egal, ob Dagmar oder Jens zur Bank gehen, Beate zur Anmeldung der Privatinsolvenz, Nicole und René (Rostock) zur Beratung oder Janine zum Amt – sie werden mit der Kamera auf dem Weg dorthin begleitet, meist bis unmittelbar vor die Tür. Dann tragen die Betroffenen noch einmal ihr Anliegen vor. Im nächsten Take sehen wir sie aus dem Amt kommen, und sie verraten, wie es gelaufen ist. Janine sagt, dass die Frau freundlich war und alles bewilligt hat oder welche Nachweise sie noch erbringen muss. Andere schimpfen, sind sauer, beschweren sich. Auf jeden Fall wird alles ausschließlich aus der Perspektive der Betroffenen erzählt. Nur diese gilt.

Nie wird die andere Seite befragt oder auch nur der Versuch dazu unternommen. Gibt es vielleicht Gründe dafür, dass eine Zahlung gekürzt wurde? Warum war kein Geld auf dem Konto? Hat das Jugendamt nachvollziehbare Argumente, weswegen ein Kind nicht zurück in die Familie darf? Man muss kein Freund der Sozialbürokratie sein, um wenigstens das Recht auf Anhörung einzufordern. Aber ebendas passiert nie. Es findet keine Recherche statt, sondern gezeigt werden ausschließlich die Behauptungen der Betroffenen.

Für diese ist es schwer, die Behördenlogik zu verstehen. Oft fühlen sie sich deren Willkür ausgesetzt. Durch „das Amt“ wird der ohnehin schon schwierige Alltag zum schier undurchdringlichen Labyrinth. Wie eine schwere Last überschatten die dunklen Wolken aus meist unverständlichen Anträgen, Bescheiden, Nachweisen, Kontoauszügen, Urkunden und Dokumenten, Maßnahmen und Sanktionen jeden Schritt. Und da wir nie einen Vertreter dieser Welt gezeigt bekommen – keine Berater, Sozialarbeiter, Betreuer, Mitarbeiter des Jugendamts oder Helfer –, bleibt sie eine anonyme Macht. Aus der Perspektive von *Hartz und herzlich* sieht die Welt so aus: „Unten“ versuchen arme Menschen „mit dem Herz auf dem rechten Fleck“ sich durchzuwursteln, „oben“ herrscht die willkürliche Diktatur einer anonymen Bürokratie.

3.1.6 Pseudo-Dokumentation und Selbstbeweihräucherung

Eine Sendung, die keine Recherchen bietet, sondern lediglich die Behauptungen der Betroffenen zeigt, kann schwerlich als „Dokumentation“ bezeichnet werden. Das trifft auf alle Formate zu, die der Sender RTL II unter dem Label „Trotz dem Leben“ ausstrahlt und als „Sozialreportagen“ bezeichnet.

Das Wesen einer Dokumentation beschreibt der bereits zitierte Dokumentarfilmer Thomas Schadt so: „Der Zuschauer ist der Auftraggeber [...]. Seinem geradezu naiven Glauben an das Dokumentarische als Abbild von etwas Realem fühle ich mich verbunden, verpflichtet“ (Schadt 2002, S. 24). Etwas

wegzulassen könne authentischer und damit aussagekräftiger sein, als etwas nachzustellen (ebd., S. 25; siehe auch oben, S. 9 f.). Am wenigsten planbar, aber dennoch auch für jeden Dokumentarfilm „unglaublich wichtig“ sei „Poesie“ (ebd., S. 12).

Wie gehen die Macher von *Hartz und herzlich* mit solchen Anforderungen um? Poesie gibt es dort nicht. Was es aber gibt, um den Zuschauer permanent vom Realitätsgehalt des Gezeigten zu überzeugen, ist akribisch vorgetragenes Zahlenmaterial. Natürlich könnte man einen Film über arme Menschen machen, ohne diesen ständig ins Portemonnaie zu schauen. Die Bilder von den Wohnungen, der Kleidung, den kulturellen Praktiken könnten ja aussagekräftig genug sein. *Hartz und herzlich* aber will ständig die materielle Lage der Betroffenen in Erinnerung rufen – und dies ganz exakt. Dagmar (Mannheim) kommt nicht ins Bild, ohne dass gesagt wird, sie habe „83 Euro im Monat zum Leben“. Immerzu wird wiederholt, Elvis lebe mit seiner achtköpfigen Familie von „1.000 Euro“, obwohl er selbst einmal die Einkommen auf „2.100 Euro im Monat“ addiert. René (Rostock) arbeite als „gelernter Koch“ 60 Stunden in der Woche und verdiene nur „1.000 Euro im Monat“. Bei dessen Ehefrau Nicole sind es überraschend „1.000 Euro zum Leben“. Regina hat 300 Euro, Florian (Mannheim) bekommt 1.178 Euro ALG I. Klaus (Duisburg) hat sein Leben lang fleißig gearbeitet und erhält nur „1.000 Euro“ Rente vom Staat und „zusätzlich noch 295 Euro“ von der Bundesbahn. Jeder Person werden solche Zahlen zugeordnet. Das klingt immer sehr exakt,

ist in Wirklichkeit aber unpräzise. Was heißt „zum Leben“? Was heißt „nach Abzug aller Kosten“? Gudrun lässt sich von ihrem Ehemann pflegen, der dafür Pflegegeld bekommt. Dagmar, die stets als besonders hilfsbereite „gute Seele der Benz-Baracken“ vorgestellt wird, hilft den Rentnern Johann und Roland. Beiläufig erfahren wir: „Sie bessert sich durch die Pflege auch die Kasse auf.“ Gleichwohl hat sie nur „83 Euro zum Leben“ im Monat? Nie gibt es eine realistische Gesamtrechnung der tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben. Wie werden Wohngeld, Kindergeld, Mietkosten, Stromkosten verrechnet?

Es soll hier nicht darum gehen, die gezeigten Menschen, die in Armut leben, zu entlarven. Aber wenn man vorgibt, die materielle Situation schonungslos offenzulegen, und zu jeder Person eine exakte Zahl nennt, dann ist dies nur ein Trick, wenn es Zahlen ohne Wert sind. Diese Pseudo-Konkretion täuscht eine Dokumentation nur vor.

Eingearbeitet in diese vermeintlich dokumentarischen „Sozialreportagen“ wird stets bereits deren gezielte Wirkung. Obwohl geradewegs das Gegenteil geschieht, beteuern die Kommentare, man wolle keine Klischees zeigen. „Viele Hartz-IV-Empfänger werden von der Gesellschaft als Außenseiter behandelt“, heißt es im Kommentar aus Duisburg, oder „... werden von den Bessergestellten schnell in eine Schublade gesteckt“, klagt der Kommentar aus Bitterfeld. Man zeigt mit dem Finger auf die anderen, doch zugleich appellieren Mitwirkende ans Publikum, keine Vorurteile zu pflegen. Ständig wird der „Zusammenhalt“ be-

schworen oder die „Hilfsbereitschaft“ gelobt. Das ändert sich auch nicht, wenn Olaf behauptet, ein Nachbar hätte ihn aus Neid denunziert, wenn Dave verprügelt wird, Kowalski berichtet, dass er bestohlen worden sei, wenn von Gewalt und Drogenkriminalität erzählt wird. Nach der Erstaussstrahlung der Sendungen äußern sich Anwohner des Viertels häufig empört, weil sie sich falsch, klischeehaft oder einseitig dargestellt, ja denunziert vorkamen. Mitwirkende beklagen in der Presse, wie sehr sie sich hintergangen fühlten. „Das war die schlimmste Fehlentscheidung meines Lebens“, sagt die 25-jährige Jacqueline Paetzel rückblickend, die als „Jacky P.“ bei *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* mitgewirkt hat (siehe Interview auf S. 46).

Dagegen will die Sendung selbst einen ganz anderen Eindruck erwecken. Egal wie sehr die Mitwirkenden ausgestellt und vorgeführt werden, immer wird demonstrativ Mitgefühl ausgesprochen oder Empathie beschworen. Für Bärbel etwa seien die Dreharbeiten in Duisburg „ein Startschuss gewesen, ihr Leben zu ändern“. Die Teilnehmer sprechen von den tollen Erfahrungen mit dem Fernsehen und dem großen Mitgefühl, das ihnen entgegengebracht worden sei. Es wird gezeigt, wie Hilfsgüter bei Dagmar (Mannheim) gelagert werden. Sie erhält Kartons mit Lebensmitteln. Spender sollen es auch gewesen sein, die Ela (Mannheim) einen Kleinwagen und Olaf (Duisburg) ein größeres Auto geschenkt haben.

Angeblich entsteht um die Sendungen herum jeweils eine Welle von Solidarität und Zuneigung. Deshalb, so erklärt die 19-jährige Cindy

aus Rostock ausführlich, poste sie immer Fotos ihrer Kinder auf *Facebook*. Marc zieht aus dem Ruhrgebiet zu Katrin und Elvis nach Mannheim, weil er sich mit diesen via *Facebook* angefreundet habe. Ausführlich wird gezeigt, wie Dagmar zum Kaffeetrinken Besuch von Fans bekommt. Sie sei ganz genauso lebendig, echt und warmherzig, wie sie immer gezeigt wird, beteuern diese in die Kamera hinein. Jetzt sind auch sie mal ins Fernsehen gekommen. Immer, wenn die Sendung selbst in *Hartz und herzlich* thematisiert wird, ist dies Selbstbeweihräucherung.

3.1.7 Vorbild *Benefits Street*

Das Fernsehen nennt sich wegen seines Ideenreichtums gerne eine kreative Branche. Tatsächlich sind viele Programme einfach abgekupfert. Auch *Hartz und herzlich* wurde nicht in Deutschland erfunden. Es ist ein britisches Format, das dort *Benefits Street* hieß. Geschildert wurde dort ein Straßenzug, in dem die Bewohner vornehmlich von „benefits“, also staatlichen Transferleistungen, leben. Die Produktionsfirma *Love Productions* hat es entwickelt, auf *Channel 4* wurden in den Jahren 2014 und 2015 insgesamt neun Episoden in zwei Staffeln ausgestrahlt. Zwei Jahre zuvor war das Format der BBC angeboten worden, die es abgelehnt hatte (Doward/Conlan 2014). Auf *Channel 4* lief *Benefits Street* zur besten Sendezeit, in der zuvor das britische *Promi Big Brother* ausgestrahlt worden war. Für den Sender wurde es das mit Abstand quotenstärkste Programm. Die dritte Episode wurde von fast 6,5 Millionen Zuschauern eingeschaltet. Die James Turner Street in Birmingham war Drehort für die erste

Staffel. Dort wohnen besonders viele Rentner, die aber nie zu sehen waren, wie später kritisiert wurde. Zwischen beiden Staffeln sichten lokale Zeitungen an verschiedenen Orten Location Scouts der Produktionsfirma, die nach besonders hässlichen Straßenzügen Ausschau hielten. Schließlich wurde die zweite Staffel in der Kingston Road in Stockton-on-Tees gedreht. Einige Protagonisten versuchte man später zu bewegen, in anderen Fernsehformaten mitzuwirken. Beide Straßen sind seither Anziehungspunkte für Touristen. Zwei Protagonisten – Lee Nutley und „Fungi“ Clarke – starben später unter großer Social-Media-Anteilnahme, ein anderer, Neil Maxwell, wurde wegen Mordes zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt.

Anders als bei uns sorgte dieses TV-Programm aber für heftige Debatten – nicht nur in der Publizistik, sondern auch in der Politik. Sicher gab und gibt es bei uns hin und wieder kritische Artikel zur Darstellung von Armut im Privatfernsehen (Christoph 2019; Gäbler 2019; Schrader 2018), doch insbesondere Clickbait-Portale (Portale, die reißerisch viele Klicks erzeugen sollen) wie *Focus Online* tun schlicht nichts anderes, als die Episoden in dramatischer Tonlage nachzuerzählen. Die unterschiedlichen medialen Welten scheinen sich kaum zu berühren. RTL II bespielt sein Publikum, während die Verantwortlichen von ARD und ZDF sagen, dass sie diese Programme nicht kennen, oder dies zumindest vorgeben. Dadurch erspart man sich jede Auseinandersetzung. Der für die Wirtschaftsberichterstattung des ZDF zuständige WISO-Chef Marcus Niehaves behauptet, die RTL-II-Sendungen

nicht zu kennen (siehe Interview auf S. 56). Holger Baars, ein Reporter von *Radio Bremen*, der auch für die ARD stets aufgeschlossen über das Thema Armut arbeitet, möchte sich zu den „Sozialreportagen“ von RTL II nicht detailliert äußern, weil er dann „Kollegenschelte“ betreiben müsste, was er vermeiden wolle (siehe Interview mit Holger Baars auf S. 63). Ganz anders, wie gesagt, in Großbritannien, wo geradezu eine publizistische Schlacht entfesselt wurde, die in einem tumultartigen Talk gipfelte, den *Channel 4* zu *Benefits Street* ausstrahlte.

Selbst der damalige Premierminister David Cameron musste im Unterhaus Stellung beziehen und erklärte, die gezeigten Zustände seien so, dass die Regierung eingreifen müsse, um die Menschen aus den Transferleistungen heraus- und in Arbeit hineinzubekommen. Insbesondere von Abgeordneten der Labour Party wurde das Programm scharf kritisiert. Als „profoundly wrong“ (Walker 2014) – also fundamental falsch – kennzeichnete die Abgeordnete Shabana Mahmood die Art und Weise, wie hier Armut zur Unterhaltung präsentiert werde. Andere meinten, die gezeigten Protagonisten seien „totally unrepresentative“ (Davis 2014) – völlig unrepräsentativ – für Sozialhilfeempfänger, die gesamte Serie sei „atrociously unbalanced“ (Savvas 2014) – scheußlich unausgewogen. Im *Guardian*, der *Daily Mail*, dem *Daily Telegraph* und besonders in der örtlichen *Birmingham Mail* überschlugen sich die Artikel und Diskussionsbeiträge. In dieser Debatte wurde im *Guardian* der später auch in Deutschland aufgenommene Vorwurf, dies sei „poverty porn“ („Armutspornografie“) (Brooker 2014),

erhoben. Eine der intelligentesten Kritiken stammt von John Ellis (Ellis 2014). Er vergleicht ein Format wie *Benefits Street* mit traditionellen „Reality Shows“ wie etwa *Promi Big Brother* und sieht die Unterschiede vor allem darin, wie mit den Protagonisten umgegangen wird: Letztere haben Berater, Agenten und ausgeklügelte Verträge, entscheiden sich bewusst, in den Container zu gehen und sich dort der Öffentlichkeit zu präsentieren. Die Ersteren dagegen seien „totally unprepared for celebrity“ („völlig unvorbereitet auf Prominenz“) und erst recht auf die möglichen öffentlichen Schmähungen, die einsetzen, sobald die Sendung ausgestrahlt wird. Sie können das nicht überblicken, werden weder darauf vorbereitet noch anschließend betreut. Schlimmer sei es, wenn die Protagonisten „have to bear the weight of the current social debate about benefits“, also „die Last der öffentlichen Debatte über staatliche Transferleistungen tragen müssen“ (ebd.). Zudem werde sehr viel gedrehtes Material gar nicht verwendet, weil es nicht ins Narrativ passe. Der skeptische Zuschauer müsse so den Eindruck gewinnen, dass alles in der Postproduktion nach der Maßgabe zusammengestellt werde, höchste Aufmerksamkeit zu erregen.

Indirekt Bezug auf die hitzigen öffentlichen Debatten über solche Sendungen in Großbritannien nimmt auch Sibylle Berg, deren beinhardter Roman „GRM. Brainfuck“ in Großbritanniens prekärer Klasse spielt. Oft wurde er als „Dystopie“ bezeichnet, obwohl er vielleicht nur eine besonders sprachgewaltige, antiidyllische Form bietet, die sozial und kulturell polarisierte Gegenwart zu erfassen.

„Fast alle britischen Reality-Shows spielen in Sozialblocks“, heißt es darin, „und handelten vom Untergehen der Armen oder von Gangs oder von Teenagermüttern oder Sexsklaven, damit jene, die noch nicht ganz dort unten gelandet waren, sich fürchteten und die Fresse hielten, und die in den Sozialblocks sich darin wiedererkannten und Ruhe gaben“ (Berg 2019, S. 80).

Und wenn dann die Filmcrew kommt, werden die Verhältnisse umgedreht.

„Wunderbar, genau so“, rief der Regisseur, ein alter Mann, wann immer er eine minderjährige Mutter im Bademantel vor ihrer Haustür antraf. Bald schon verkleideten sich alle Mädchen im Viertel und standen mit ihren Geschwistern vor den Türen, um im Film stattzufinden. Die Männer liefen in Unterhemden und mit Bierflaschen über die Straßen, man hatte schnell begriffen, wie man die Filmcrew glücklich machen konnte und ein wenig Freibier abstaubte. [...] Bei einigen Familien [...] drehten sie auch im Haus, dazu wurde Tapete abgerissen, um ein authentisches Bild zu vermitteln“ (ebd., S. 166 f.).

So funktionierte *Benefits Street*, so funktioniert *Hartz und herzlich*.

3.2 *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?*

Ein ähnliches Konzept wie den wenig dokumentarischen „Sozialreportagen“ *Hartz und herzlich* liegt dem Format *Armes Deutschland –*

Stempeln oder abrackern? zugrunde. Es wurde im beobachteten Zeitraum (September 2019 und Januar, Februar 2020) stets dienstags zur Primetime, also um 20.15 Uhr, ausgestrahlt. Pro Folge kommt eine etwas geringere Zahl von Protagonisten vor, die Kommentare sind sehr viel schärfer und direkter, und die Interviewer haken bei den gezeigten Akteuren viel eindringlicher, ja manchmal geradezu inquisitorisch nach.

Produzent ist eine andere Firma: Die einst von dem ehemaligen WDR-Mitarbeiter Karl-Heinz Angsten gegründete Kölner Fernsehproduktionsgesellschaft *Good Times*, die inzwischen vom Entertainment-Konzern *Banijay* aufgekauft wurde, der sich auch Stefan Raabs *Brainpool* einverleibt hat.

Wieder werden einzelne Protagonisten ausführlich begleitet, aber die Handlung springt von Ort zu Ort, denn es werden keine Straßenzüge, Viertel oder Siedlungen gezeigt, sondern nur einzelne Personen. Wie schon der Titel signalisiert, werden die Einzelnen jeweils festen Kategorien zugeordnet: hier die Guten, die ehrlichen, armen Leute, die sich abrackern, aber trotzdem nicht auf einen grünen Zweig kommen, und dort die Bösen, die es sich bequem machen in der sozialen Hängematte, faul sind und ohne schlechtes Gewissen auf Kosten der Allgemeinheit, von „Vater Staat“ oder der Steuerzahler leben. Das ist nicht grobkörnig, sondern schwarz-weiß.

Schon zum Auftakt jeder Sendung dröhnt es: „Deutschland ist gespalten. Wir fragen: Lohnt sich arbeiten in Deutschland?“ „Manche tun alles“, so heißt es, „um auf eigenen Beinen zu stehen, andere verlassen sich voll auf Vater Staat. Schaffen oder schnorren?“ (4. Febru-

ar 2020). Oder: „15 Jahre nach Einführung von Hartz IV leben manche damit ganz entspannt in den Tag hinein, andere arbeiten auch nachts, um dem Staat nicht auf der Tasche zu liegen“ (11. Februar 2020).

Verfolgen wir, wie einige der Protagonisten gezeigt werden. Auch in *Armes Deutschland* werden nur deren Vornamen genannt. Nur bei den Inserts wird der Nachname noch mit einem Buchstaben abgekürzt. Da steht zum Beispiel: „Pierre P., seit 10 Jahren arbeitslos“. Ganz anders wird mit den Rechtsanwälten, Ärzten oder einer Hebamme verfahren, die vorkommen. Diese werden – wie es sich gehört – mit Vor- und Nachnamen und ihrer Berufsbezeichnung vorgestellt.

In Leverkusen lebt der 55-jährige Günther. Günther ist stark tätowiert, mit einem Spinnennetz-Tattoo auf dem Kopf. Seit Langem ist er arbeitslos, alkoholkrank und kiffte seit 36 Jahren. Früher war er jahrelang von Heroin abhängig, wurde – so wird gesagt – wegen illegalen Waffenbesitzes, Drogen und Gewaltkriminalität bestraft. Er wirkt nicht sehr stabil, schimpft gerne und geht zum Thai-Box-Training, was den Filmemachern als Indiz dafür gilt, dass er eigentlich kerngesund ist. Er bekommt 424 Euro Hartz IV im Monat. Rund 300 Euro braucht er für Tabak, Alkohol und Cannabis, „bezahlt vom Steuerzahler“ meldet der Off-Kommentar sofort. „Ich scheiß auf das Jobcenter“, prahlt Günther. „Na klar, verarsche ich das Jobcenter, damit ich mehr Geld kriege“, protzt er. „Beim Training stell ich mir manchmal vor, einen vom Jobcenter vor mir zu haben.“ Die müsse man „einschüchtern, etwas Angst machen“. Er markiert gerne den starken Mann. Wer aber genau-

er hinschaut, spürt, dass Günther ein gebrochener Mensch ist. Er tönt, Arbeit sei ihm „zu anstrengend“. Seit mehr als zehn Jahren sei er nun arbeitslos. Als Gärtner oder Umzugshelfer habe er immer mal wieder gearbeitet, das aber nie angegeben. „Auf Deutsch gesagt, bescheiße ich den Staat, klar!“, gibt er an. „Fakt ist: Günther betrügt“, unterstreicht der Kommentator. Ausführlich wird gezeigt, wie Günther einem Nachbarn für 20 Euro einen Skorpion auf den Unterarm tätowiert. Das wird als Beispiel für Günthers vorschriftswidrige Schwarzarbeit ausgegeben. Dann begleitet ihn die Kamera, wie er für sein Cannabis eine Bong kauft und schon morgens um 11 Uhr ein Bier trinkt. Damit auch jeder mitbekommt, dass hier Verwerfliches geschieht, raunt der Kommentator: „Für die Sucht hat der Arbeitslose immer noch ein paar Euro über.“ Günther geht zu einem Arzt, weil er sich medizinisches Cannabis verschreiben lassen möchte. Er gibt vor, an schrecklichen Einschlafstörungen zu leiden. Der Versuch misslingt. Was Günther aber auf jeden Fall anstrebt, ist die Frühverrentung. Mit den Zumutbarkeitsregeln, Sanktionen und Maßnahmen des Jobcenters will er nichts mehr zu tun haben. Am Ende schafft er das tatsächlich. Er bekommt nun 42 Euro mehr im Monat als zuvor. Günther ist gewiss kein Sympathieträger, er gibt sich großkotzig und schimpft unflätig über das Jobcenter und den Staat. Aber sicherlich wäre es wahnsinnig schwer, ihn aus der langen Arbeitslosigkeit in einen Arbeitsprozess zu begleiten. Die Filmemacher urteilen: „Günther hat es tatsächlich geschafft, sich die Rente zu erschleichen.“ Warum? Weil er als negatives Beispiel herhalten muss. Schon früh

haben sie ihn unerbittlich mit folgenden Attributen belegt: „Aggressiv, arbeitslos und unbelehrbar – armes Deutschland.“

Ganz anders ist es bei „Aaron“, der eigentlich Manfred F. heißt, 62 Jahre alt ist und in Düsseldorf lebt. Er ist obdachlos. 424 Euro Hartz IV bekommt er im Monat und malt Bilder, die er ab und an gegen eine Spende weggeben kann. Er wurde schon überfallen und beklaut, hat deswegen Angst vor den Übernachtungen draußen, nur im Schlafsack. Er sucht eine Wohnung. „Aaron ist gepflegt und gebildet“, heißt es. Er wird voller Mitgefühl porträtiert. Vor dem Treffen mit einem Vermieter wird er befragt, ob er denn zugeben werde, dass er obdachlos ist. Aaron bejaht. Dann wird das Gespräch dokumentiert. Als der Vermieter danach fragt, antwortet Aaron, er wohne bei einem Freund. Anschließend wird er von der Reporterin zur Rede gestellt. Die Lüge wird ihm inquisitorisch vorgehalten. Der Vermieter ist freundlich, sagt aber dennoch später ab. Das wurde im September 2019 ausgestrahlt. Anfang Februar 2020 ist Aaron wieder zu sehen. Er sieht besser aus. Inzwischen hat er eine kleine Bleibe gefunden. „Wenn man jahrelang draußen gelebt hat, weiß man das zu schätzen“, sagt er dankbar. Er ist gerührt, weil ihm viele Menschen Hilfe angeboten hätten. „Mich unterscheidet“, erklärt er, „dass ich immer noch Ehrgeiz habe.“ „Alles Gute für die Zukunft“ – so wird er freundlich aus der Sendung verabschiedet.

Nicht so beim korpulenten Oliver (44 Jahre) aus Mönchengladbach. Oliver bekommt monatlich 424 Euro Hartz IV plus die Miete für seine enge Wohnung. Darin stapeln sich Kar-

tons, denn Oliver testet – angeblich ehrenamtlich – Spiele und bloggt darüber. Oliver drückt sich sehr gewählt aus, hat verblüffende Ansichten und noch eine skurrile Besonderheit: Er ist Nudist, läuft also immer nackt herum. Das ist für die Fernsehleute natürlich ein gefundenes Fressen. Zitate aus der Sendung: „Keine Arbeit, keine Kleidung“, „nackte Existenz“, „... zeigt dem Arbeitsmarkt den nackten Hintern“ usw. – es wimmelt von Wortspielen. Leute regen sich auf, wenn Oliver sich in der Öffentlichkeit zeigt. Wenn sie pöbeln, will Oliver ihnen „die Unterschenkel brechen“. Oliver wirkt aber nicht gefährlich, eher kauzig und arrogant. Er ist der festen Überzeugung, dass „80 bis 90 Prozent“ der Menschen sehr viel dümmer seien als er, dass die gängige Arbeit hauptsächlich aus Ausbeutung bestehe, dass alle, die sich etwa für 450-Euro-Jobs hergeben, „Trottel“ seien und der deutsche Arbeitsmarkt „im Eimer“ sei. Alle Jobs, die das Jobcenter ihm anbieten will, weist er brüsk zurück. Für weniger als „2.500 Euro brutto im Monat“ will er gar nicht erst anfangen. „Das dürfte für die Arbeitgeber der nackte Wahnsinn sein“, kalauert der Kommentar, kann es aber nicht dabei belassen, Oliver als seltsamen Einzelgänger darzustellen. Er muss als Beispiel eines ruchlosen Schmarotzers herhalten. „Ein schlechtes Gewissen hat er nicht“, lautet der Warnhinweis des Kommentators. Dann hat Oliver noch eine Idee. Er möchte nackt vor dem Jobcenter demonstrieren und ein Statement gegen die Sanktionen abgeben. Da muss er die Fernsehleute nicht zweimal bitten. Ironisch heißt es: „Gerne kommt RTL II hier dem Bildungsauftrag nach.“

Auf die Seite der Bösewichte sortiert werden auch Melanie (24 Jahre) und Leon (21 Jahre) aus Stuttgart. Beide sind „im Heim“ respektive in einer „betreuten WG“ aufgewachsen und nun ein Paar. Melanie hat keine Ausbildung, hat noch nie gearbeitet und ist im achten Monat schwanger. Leon hat eine Ausbildung abgebrochen und hilft im Rahmen einer Maßnahme dreimal in der Woche in einem Getränkeladen aus. Beide leben zusammen von 926 Euro Hartz IV. „Ich habe keine Lust, meine Knochen hinzuhalten“, wird Melanie zitiert. Dass das Jobcenter sie nun in Ruhe lässt, weil sie schwanger ist, „kommt ihr sehr gelegen“, behauptet der Kommentar. „Sie verlassen sich ganz auf Vater Staat.“ Deutlich ist, dass hier zwei sehr junge, wenig gebildete Menschen kaum in der Lage sind, aus eigener Kraft ihr Leben zu meistern. Sie brauchen Hilfe und Betreuung. Mit der Kamera werden sie begleitet, wie sie im Krankenhaus den Kreißsaal besichtigen. Melanie fragt nur, ob es im Krankenzimmer einen Fernseher gebe. „Melanie scheint die Geburt auf die leichte Schulter zu nehmen“, sagt der Kommentator. Jede Feststellung wird zur Anklage. Der moralische Zeigefinger wird gegen Hilflose erhoben. Dann sehen wir beide auf dem Weg zum Schuldnerberater. Maßlos hat Melanie bei *amazon*, *ebay* und anderen Onlinehändlern Waren bestellt, dabei Namen und IBAN-Nummern gefälscht. Auf 30.000 Euro summieren sich ihre Schulden. Ein Strafbefehl wurde ihr zugestellt. Das alles ist tragisch. „Bleibt zu hoffen, dass sie zur Vernunft kommen“, lautet der lapidare Kommentar zum Abschied.

Als lobenswert tüchtig dagegen werden Theo (59) und Margret (60) aus Bergheim bei Köln präsentiert. Deren kleine Wohnung ist chaotisch, aber beide stehen um Mitternacht auf, um bei Wind und Wetter Zeitungen auszutragen. „Sie strampeln sich Nacht für Nacht für ihren Lebensunterhalt ab“, heißt es anerkennend. Theo hat Diabetes und chronische Rückenschmerzen, gleichwohl arbeitet er an fünf Tagen in einer zweiten Schicht als Hausmeister. Noch bekommt das Paar 100 Euro Aufstockung vom Jobcenter, will aber unbedingt „komplett weg von Hartz IV“.

Als ganz besonders wacker wird Steffi (31 Jahre) präsentiert. Sie hat drei Töchter und lebt mit ihrem neuen Lebensgefährten Marco, der Zeitungszusteller ist, in Dresden. Morgens trägt Steffi als Angestellte der Post Briefe aus und verkauft am Wochenende im Fußballstadion Getränke. „Arbeit ist für uns sehr wichtig“, sagt sie, „weil wir für unsere Kinder ein Vorbild sein wollen.“ Aber sie geht noch weiter: „Menschen, die Hartz IV beziehen, verstehe ich gar nicht.“ Obwohl Steffi als grundsympathisch geschildert wird, agieren hier die Fernsehmacher nicht ohne Perfidie. Die Kamera schleicht sich an die sechsjährige Laura heran. „Mama und Papa haben nicht so viel Geld“, erklärt das aufgeweckte Kind. Was es sich denn wünsche, wird das Mädchen gefragt. „Eine Puppe“, lautet die Antwort. „Was, glaubst du, sagt die Mama?“, fragt die Interviewerin hinterhältig. „Nein“, flüstert das Mädchen traurig. Später sagt Steffi, dass es ihr in der Seele wehtue, wenn sie den Kindern Wünsche nicht erfüllen könne. Sie würde gerne den Führerschein

machen, um mit besseren Touren bei der Post mehr Geld zu verdienen, aber das ist zu teuer. Dann können wir dabei zusehen, wie Tochter Laura einen preisgünstigen neuen Schneeanzug bekommt und im Supermarkt schon mit darauf achten muss, dass die billigsten Nudeln eingekauft werden. Das geht ans Herz. Steffi wird als Musterbeispiel dafür verkauft, wie sich jemand abstrampelt, es aus eigener Kraft schaffen will, auf gar keinem Fall auf Kosten des Staates leben möchte und es dennoch sehr schwer hat. Aber nicht nur das, sie dient auch als Kronzeugin gegen die „Faulen“, denn stets wird ihr Satz wiederholt, dass man diesen das Geld streichen solle.

Zu den Lieblingen der Filmemacher gehören Carola (36) und Willi (40), denn hier geht der Riss zwischen „tüchtig“ und „faul“ mitten durch ein Paar: „Während Willi hart arbeitet, gibt Carola sein Geld aus.“ Beide sind seit vier Jahren zusammen; sie waren zwei Jahre lang obdachlos und leben nun in einer Sozialwohnung am Kölnberg. Als Willi wieder einmal arbeitslos wird, begibt er sich sofort auf Jobsuche. Bald kann er wieder acht Stunden am Tag als Gabelstaplerfahrer Geld verdienen. Seine Lebensgefährtin Carola („Arbeit ist nicht so meins“) wird dagegen wie folgt charakterisiert: „Carola genießt ihre Freiheit – der Staat zahlt. Ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen kommt für sie offenbar nicht infrage.“ Dazu muss man wissen: Carola war auf einer Sonderschule, hat keine Ausbildung, hat nie gearbeitet, und ihre sieben Kinder wurden alle vom Jugendamt in Obhut genommen. Weil sie schon mehrmals wegen Schwarzfahrens verurteilt wurde, soll

sie in einem gemeinnützigen Kaufhaus Sozialstunden ableisten. Sie ist nicht in der Lage, etwas Porzellan halbwegs ordentlich in ein Regal zu stapeln. Die Kamera begleitet sie beim Schwarzfahren. Sie kann die Geldstrafen dafür nicht zahlen und muss deswegen ins Gefängnis. Willi schuftet und überweist monatlich 200 Euro, um ihre Haft zu verkürzen. Er tut dies, obwohl sich Carola zuvor mit einem Nachbarn vergnügt hatte, wenn er zur Arbeit ging. Dieser Beziehungsstreit wird ausführlich ausgebreitet. Nach zwei Monaten kommt Carola vorzeitig aus der JVA zurück – und sofort streiten beide wieder. Willi stört, dass sie erneut Kontakt zum Nachbarn hatte. „Ich habe sie die ganzen vier Jahre komplett mit durchgezogen“, argumentiert er. „Der Willi hätte ja auch noch mehr zahlen können, dann wäre ich noch früher draußen gewesen“, hält Carola ihm vor. So geht es hin und her – und die Filmemacher weiden sich an dem Streit. „Ihre Beziehung ist nach wie vor auf Bewährung“, lautet der hämische Kommentar. Carola hat ihre Kleidung vom Gefängnis nicht wiederbekommen. Sie findet, dafür solle die JVA bezahlen. „Frisch aus dem Gefängnis, möchte Carola die JVA abzocken – armes Deutschland“, resümiert der Kommentar. Weil Carolas Schwäche und Bedürftigkeit mit Händen zu greifen ist, fällt in diesem Fall sogar einigen Social-Media-Kommentatoren auf, wie „arm“ es ist, auf ihr herumzuhacken.

Eindeutig be- und abgeurteilt wird auch die 25-jährige „Jacky P.“ aus Bremerhaven. Sie wird als Urtyp einer gewissenlosen Abzockerin vorgestellt. Mit folgenden Attributen wird sie sofort belegt: „arbeitscheu“, „Arbeitsverweigerung

auf Staatskosten“, „kein Geld, kein Job, kein Gewissen“, „dreistes Absahnen“, „liegt dem Staat auf der Tasche, und da liegt sie offenbar bequem“. „Jacky P.“ heißt in Wirklichkeit Jacqueline Paetzel und lebt in Bremerhaven in einer Sozialbauwohnung. Sie ist in einer Pflegefamilie aufgewachsen und hat keine Ausbildung. Sie liebt Tattoos und Energydrinks, hat mit Drogen gedealt und früh zwei Töchter bekommen, die sie dann jedoch in Obhut gegeben hat, weil sie psychisch vollkommen überfordert war. Sie gibt zu, gerne im Mittelpunkt zu stehen. Das mit dem Fernsehen wollte sie mal ausprobieren. In ihrem Viertel ist sie bekannt wie der sprichwörtliche „bunte Hund“. Deswegen wurde sie angesprochen, ob sie in der Sendung *Frauentausch* mitmachen wolle. So wurde die nächste Produktionsfirma auf sie aufmerksam und hat sie für *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* unter Vertrag genommen. Gerne gibt sie sich cool. Das erleichtert es den TV-Produzenten, sie als besonders abschreckendes Beispiel, als hartherzig und gewissenlos, vorzuführen. „Party und Energydrinks statt Fürsorge für die Kinder – armes Deutschland“, raunt der Kommentar. Für zehn Euro verscherbelt sie die Babyklamotten, ihren Hund lässt sie im Kinderbett schlafen. „Ihr ist die Hündin offensichtlich wichtiger als ihre Kinder“, weiß der Kommentar.

Sobald es um ihre Kinder geht, bricht sie in Tränen aus. Man kann ahnen, dass die gezeigte Härte nur Fassade ist. Bei *Armes Deutschland* geht es aber nicht darum, den verschiedenen, teils widersprüchlichen Facetten einer Person gerecht zu werden, sondern darum, schnell ein gnadenloses Urteil zu fällen. Weil sie ihre

Hündin ohne Maulkorb auf einem Sportgelände herumlaufen lässt, wird sie noch als Kriminelle gebrandmarkt. „Die 24-jährige Jacky stellt ihre Hundeliebe über das Gesetz“, lautet der Kommentar. Im persönlichen Gespräch scheint Jacqueline Paetzel ihr Mitwirken in der Sendung aufrichtig zu bereuen. Es sei die „größte Fehlentscheidung ihres Lebens“ gewesen, sagt sie. Sie kritisiert die Leute von der Produktionsgesellschaft, räumt aber zugleich ein, dass es „blöd“ von ihr war, wie sie sich inszeniert hat (siehe Interview auf S. 46). Unklar bleibt, wie gefestigt diese Position ist. Sie glaubt, das Bedürfnis der Öffentlichkeit nach Extremen und Quoten zu durchschauen. Es zu bedienen ist eine teuflische Versuchung. RTL II hilft solchen Menschen nicht, sondern stößt sie ins Verhängnis.

Schaut man sich die Homepage der Produktionsfirma *Good Times* an, sieht man eine Reihe fröhlicher junger Mitarbeiter. Es sieht aus wie bei einem Start-up: Männer mit Hipsterbärten und junge Frauen aus dem Latte-Macchiato-Milieu – sie sind privat bestimmte Zeitgenossen, mit ihrem Produkt *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* aber betätigen sie sich als Propagandakompanie der sozialen Spaltung. Sie ächten die Faulen und „Arbeitsscheuen“, die den Sozialstaat als „soziale Hängematte“ ausnutzen, und spielen sie aus gegen die Fleißigen, die sich zwar abrackern, aber dennoch nie auf einen grünen Zweig kommen. Einzelne Menschen vom unteren Rand der Gesellschaft werden gnadenlos verurteilt, das Recht auf staatliche Hilfe wird ihnen abgesprochen – das ist ein fundamentaler Angriff auf den humanen Wohlfahrtsstaat.

INTERVIEW

Jacqueline Paetzel, Mitwirkende in *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?*

„Ich bereue das total“

Frau Paetzel, es geht um *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* von RTL II – Warum haben Sie da mitgemacht?

Jacqueline Paetzel: Ich habe da mitgemacht, weil ich vorher schon bei *Frauentausch* mitgemacht hatte. Das war für mich ganz okay. Ich habe es hauptsächlich wegen der Kohle gemacht. Damals hatte ich meine Kinder noch und konnte denen was kaufen – und dann haben die von *Armes Deutschland* halt deswegen bei mir angerufen.



Die haben mich dargestellt wie die letzte Rabenmutter.

Bereuen Sie Ihr Mitwirken inzwischen?

Ich bereue das total, zu tausend Prozent. Das war die schlimmste Fehlentscheidung meines Lebens. Die rufen mich auch immer wieder an, und ich sage: Nee, nee, nie wieder!

Warum?

Weil die mich dargestellt haben wie die letzte Rabenmutter – da hieß es ‚Partyliebe statt Mutterliebe‘ usw.

Wurden Sie denn nicht eingeweiht?

Nein – so eingeweiht hat man mich nicht.

Aber es war doch klar, dass es in der Sendung um die Gegenüberstellung geht: Hier die Fleißigen, die sich abrackern, dort die faulen Schmarotzer, die dem Staat auf der Tasche liegen.

Irgendwie ja, aber dass die mich so darstellen, dass ich meinen Kampfhund eintausche gegen meine Kinder oder Drogen und Energydrinks eintausche gegen meine Kinder – niemals! Das würde ich niemals tun. Ich habe die beiden damals freiwillig abgegeben, weil ich psychisch kaputt war. Und jetzt tue ich alles, um sie wiederzubekommen.

War es denn so, wie es dargestellt wurde: Ihr Hund schlief im Kinderbett?

Ja, aber das lag nur daran, dass ich das Kinderbett noch nicht auf *ebay* verkaufen konnte. Da war es für mich zu schade, es wegzuschmeißen.

Einmal haben Sie gesagt, sie seien sauer auf sich selbst, weil Sie dem Amt freiwillig gesagt hätten, dass die Kinder weg sind. Sonst hätten Sie noch schön weiter Kindergeld kassieren können.

Ja, das war natürlich blöd.

Warum habe Sie es dann gesagt?

Weil ich nicht nachgedacht habe und weil die nicht noch mal mit mir drehen wollten.

Sie wollten die Aussage also korrigieren?

Ja, das habe ich des Öfteren gesagt, aber jedes Mal wollten die das nicht noch mal drehen. Denen geht's halt um die Einschaltquote.

Sie wurden als sehr kaltherzig dargestellt – wollten Sie sich auch so inszenieren?

Nein. Wenn ich über meine Kinder rede, fange ich sofort an zu weinen. Das wollte ich natürlich nicht zeigen. Man sagt ja immer: Harte Schale, weicher Kern. Die Leute, die mich kennen, wissen, dass ich nicht so bin, wie ich mich da gezeigt habe.

Man sah Sie sehr lange, hatte aber doch stets den Eindruck, nicht Ihr wirkliches Denken und Fühlen zu erfahren – haben Sie das mit Absicht so gemacht?

Nein. Das wurde mir erst im Nachhinein bewusst. Aber ich ahnte schon, dass ich nicht gut wegkommen würde. Die wollten nie, dass man etwas noch mal dreht, wenn man zum Beispiel etwas Unbedachtes gesagt hatte. Insbesondere der Kommentar hat dafür gesorgt, dass ich jedes Mal noch schlechter dargestellt wurde.

Als Sie selber die Sendung zum ersten Mal angeschaut haben, wie ging es Ihnen da?

Der Termin stand fest. Ich habe mir das selber nicht freiwillig angeguckt. Die Wiederholung habe ich mir angeguckt über *TV Now*, weil meine beste Freundin, die mich seit 14 Jahren kennt, gesagt hat: Guck dir das bloß nicht an! Die weiß, wie ich wirklich bin. Seitdem drehe ich nie wieder mit denen. Aber ich stehe jetzt noch ein Jahr unter Vertrag.



Ich wollte meine Aussage korrigieren. Aber die wollten nie, dass man etwas nochmal dreht.

“
Ich hatte
Scheuklappen
auf.

Das heißt: Sie sind zum Schweigen verpflichtet?

Das nicht. Aber ich darf jetzt nicht mit einer anderen Firma drehen.

Der Vertrag wurde also mit der Produktionsfirma *Good Times Production* geschlossen. Nicht mit dem Sender?

Ja genau. Man bekommt da 100 Euro pro Drehtag – das finde ich in Ordnung, aber so wie die mich darstellen, finde ich es nicht in Ordnung. Es gab sofort einen riesigen Shitstorm.

Hat der Sie auch im Alltag bedroht?

Ich versuche da drüberzustehen. Und bin froh, dass die hier nicht vor der Tür standen oder mich auf der Straße vollgelabert haben. Viele haben auf *Facebook* eine große Fresse, aber trauen sich dann nicht, mir direkt was zu sagen.

Wenn Sie jetzt zurückschauen: Was ist Ihre Hauptkritik an den Machern und was ist Ihre Selbstkritik?

Meine Hauptselbstkritik ist, dass ich da mitgemacht habe. Ich hatte Scheuklappen auf. Aber es war halt Fernsehen – ich wollte nicht berühmt werden oder so, aber auch mal gucken, wie das ist. Meine Hauptkritik an den Machern ist, dass die nie so drehen wollten, wie ich das wollte, dass man nichts wiederholen durfte.

Haben Sie den Eindruck, dass die Macher Dinge ausgenutzt haben, die bei Ihnen angelegt sind?

Ja. Ich bin ehrlich. Ich stehe gerne im Mittelpunkt, aber dass das dann so ausgeartet ist, das hätte ich nicht gedacht.

Jacqueline Paetzel (25) lebt in Bremerhaven und hat als „Jacky P.“ in den TV-Formaten *Frauentausch* und *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* (beide RTL II) mitgewirkt. Sie lebt von Transferleistungen, will aber demnächst eine Ausbildung zur Verkäuferin beginnen. Ihre zwei Töchter hat sie wegen großer psychischer Probleme freiwillig in Obhut gegeben, will sie aber gerne wieder zurückholen.

Das Gespräch wurde am 29. Januar 2020 in ihrer Privatwohnung in Bremerhaven geführt. Für das Interview hat sie ein Informationshonorar von 100 Euro erhalten.

4 RTL

Anders als der Sender RTL II zielt RTL mit seinem Programm auf die gesamte Familie. Der zum Bertelsmann-Konzern gehörige Sender will vor allem Unterhaltung für jedermann bieten. Zum Profil gehören Dauerserien wie *Gute Zeiten – schlechte Zeiten* oder *Alarm für Cobra 11* ebenso wie Günther Jauchs Quiz-Oldie *Wer wird Millionär?* Diverse Castingshows mit Dieter Bohlen *Deutschland sucht den Superstar* als Evergreen und Shows wie *Let's Dance*, *Bachelor-* und *Bachelorette-*Partnersuche sowie das *Dschungelcamp* als besonders aufwendiger jährlicher Höhepunkt gehören dazu. Einige wenige eigenproduzierte fiktionale Produktionen wie *Der Lehrer* schaffen es in die Primetime, die von einigermaßen seriösen Nachrichten, von *RTL-aktuell* um 18.45 Uhr und dem *Nachtjournal* um Mitternacht, eingefasst wird.

4.1 Ein Koffer voller Kitsch

Sich solchen „Sozialexperimenten“ (RTL) zu widmen, wie sie für den Sender RTL II typisch sind, ist für RTL deswegen eher ein Versuch, von einer möglichen neuen Publikumsattraktion etwas abzubekommen. Zwischen Juni und dem 1. Oktober 2019 hat RTL insgesamt sechs Folgen à 45 Minuten Länge von *Vera unterwegs – Zwischen Mut und Armut* gesendet. Produziert wird die Sendung von der Berliner Firma *Imago TV*. Die Moderatorin Vera Int-Veen reist jeweils quer durch Deutschland und trifft Menschen, die arm sind. In Delmenhorst haben Roswitha und Andreas eine Räumungsklage erhalten. Vera hört zu und besorgt beiden einen Rechtsanwalt, dem es in letzter Minute gelingt, die Vollstreckung der Räumung noch einige

Monate hinauszuzögern. In Berlin lässt sie sich von Obdachlosen ausführlich zeigen, wie sie ihre Schlafsäcke zum Nachtlager ausbreiten. Dabei geht Vera Int-Veen stets demonstrativ respektvoll mit den Betroffenen um. Bevor Sie eine Wohnung betritt, fragt sie artig, ob sie hereinkommen darf. Zur Begrüßung und zum Abschied umarmt sie alle. Manchmal ist sie aber auch streng. So hält sie der bedürftigen Melanie vor, dass es nicht in Ordnung sei, wenn sie ihrer 15-jährigen Tochter nie ihre Liebe zeige. In Hamburg setzt sie sich auf eine Bank zu Andreas, der mehr Jahre im Gefängnis als in Freiheit zugebracht hat. Sie will ganz offen sein: „Viele Dinge, die du getan hast, finde ich nicht gut, aber ich mag dich als Menschen.“ Das könnte auch als Motto über allen sechs Folgen stehen. Vera Int-Veen ist mal hier, mal da, eilt von Schicksal zu Schicksal, ist immer unterwegs und verteilt sanften Tadel und überschwängliche Empathie. Gelobt werden etwa Friseure, die Obdachlosen kostenlos die Haare schneiden. Nach einer Begegnung sagt sie in die Kamera stets Sätze wie: „Ein Treffen, das auch mich aufrüttelt.“ Oder: „Helges Geschichte berührt mich.“ Das ist die einzige Konstante der Sendung und steht immer im Zentrum: Vera Int-Veen und deren Gefühle – Mitleid, Trauer, Scham und Freude. Sie werden aufdringlich ausgestellt. Uwe war lange obdachlos. Kerstin hat Obdachlose betreut. Nun sind Kerstin und Uwe ein Paar und leben zusammen. Das bringt Vera Int-Veen in höchste Verzückung. „Oh, ist das schön!“, jauchzt sie. Während RTL II Armut reißerisch präsentiert und die Verlierer wegen ihres mangelnden Einsatzes stigmatisiert, dienen die Betroffenen im Format *Vera unter-*

wegs – Zwischen Mut und Armut hauptsächlich als Kulisse für die Gefühle der Hauptdarstellerin. Die sind nicht böse und nie hämisch, aber immer aufdringlich empathisch. Man könnte auch sagen, Vera Int-Veen ist rastlos unterwegs, gut ausgerüstet mit einem Koffer voller Kitsch. Auf Anfrage teilt RTL mit, dass keine weiteren Folgen dieser Sendung geplant sind.

4.2 Ein Koffer voller Zynismus

Mit ungleich größerem Aufwand hat die Firma *Endemol Shine* für RTL das Format *Zahltag! Ein Koffer voller Chancen* entwickelt (vgl. Gäbler 2019, dieser Artikel liegt dem folgenden Abschnitt zugrunde). Die erste Staffel dieser Sendung startete am 17. Juli 2018 mit drei Folgen, die jeweils dienstags zwei Stunden lang gesendet wurden. Immer am Dienstag wurde auch die zweite Staffel mit fünf Episoden zwischen dem 10. September und 8. Oktober 2019 ausgestrahlt. Jede Folge der zweiten Staffel dauerte aber noch länger – von 20.15 bis 23.00 Uhr. RTL selbst hat diese Sendung, die Elemente von Reportage und Show miteinander kombiniert, ein „Sozialexperiment“ genannt. Darin gibt es Spuren sogenannter „Help-Formate“ (Gäbler 2008), wie wir sie kennen, wenn etwa der Koch Christian Rach kriselnde Restaurants wieder auf Vordermann bringt. Dazu kommt eine Jury, wie sie in Castingshows ein vertrautes Element darstellt. Hier sind die Juroren, die den Daumen heben oder senken, zugleich als „Experten“ tätig.

Die Anordnung ist einfach. Unterschiedliche Protagonisten – in der zweiten Staffel waren es vier Familien und eine alleinerziehende

Mutter – bekommen als „Überraschung“ ein Geschenk vor die Haustür gestellt. Es ist ein Koffer voller Geld. Der Betrag ist so groß wie die Hartz-IV-Leistungen für ein Jahr. Über dieses Geld dürfen die Mitwirkenden frei verfügen. Damit sollen sie sich ein neues Leben aufbauen. Sie müssen sich von Hartz IV abmelden und sollen möglichst ein Geschäft gründen und so das Hartz-IV-Leben hinter sich lassen. Das ist die vermeintlich freundliche Absicht.

RTL und damit den Zuschauern gewähren die Protagonisten im Gegenzug einen tiefen Einblick in ihr Leben. Begleitet werden sie dabei von besagter Jury. Am Ende müssen die Mitwirkenden vor dieser Jury wie zu einem Casting antreten. Besetzt ist sie mit Heinz Buschkowsky, dem ehemaligen Neuköllner Bezirksbürgermeister. Weil er das Berliner Problemviertel souverän gemanagt habe – so wird er vorgestellt –, kenne er sich mit Hartz-IV-Empfängern aus; überdies habe er nie ein Blatt vor den Mund genommen, sondern spreche aus, was er denke. Ihm zur Seite steht ein recht jugendlich wirkender „Gründerberater“ namens Felix Thönnessen, der modern verwuschelte Haare hat und den Start-up-Sprech beherrscht. Besonders gerühmt wird die dritte Jurorin Ilka Bessin, weil sie einst selbst von Hartz IV gelebt hat, sich dann aber als Comedy-Figur „Cindy aus Marzahn“ erfolgreich aus der Abhängigkeit von Transferleistungen herausarbeitete. Sie soll zugleich verständnisvoll und motivierend sein. Diese drei sitzen an einem Tisch, kommentieren, was die Protagonisten so treiben, und besuchen diese auch einmal.

Der 28-jährige Michael Traut aus Siegen ist nicht gerade ein Sympathieträger. Laut-

hals schwadroniert er, dass er bald Millionär sein wolle. Mit seiner Lebensgefährtin Melanie Schmidt und drei Kindern lebt er in einer chaotisch anmutenden Wohnung. „Beide haben keine Ausbildung, keinen Job und noch nie gearbeitet“, weiß der Gründungsfachmann. Schnell zerschlägt sich die Idee, eine Bar zu eröffnen. Also wird für 10.000 Euro ein Auto angeschafft, weitere 2.000 Euro gehen für ein Logo, für Flyer, Visitenkarten, Homepage und bedruckte Arbeitskleidung drauf. Ein Lieferservice soll entstehen. Kunden gibt es keine. Ilka Bessin besucht die beiden. Sie überzeugt den jungen Familienvater – der Kinder wegen –, die Aufschrift „Hurensohn“ von seinem alten Auto zu entfernen, und trollt sich dann wieder. „Melanie ist in so einer Situation“, sagt sie, „die weiß gar nicht, wo sie anfangen soll. Ich würde mir wünschen für Melanie, dass hier jemand herkommt, der sie unterstützt bei der Planung.“ Ach! Und? Hilft jemand?

Ja, der flotte Gründerfachmann. Frank Thönnessen unterbreitet dem ehemaligen Heimkind Michael großherzig das Geschenk, kostenlos an einem seiner hippen Gründerseminare im schicken Düsseldorf teilzunehmen. Naturgemäß fühlt sich der Siegener da unwohl und reist bald ab. Überraschenderweise wird sogar gezeigt, wie Michael Traut vor der Kamera den nicht unbegründeten Verdacht äußert, Felix Thönnessen habe sich nur kostenlose Fernsehwerbung für seine Seminare erschleichen wollen. Daraufhin echauffiert sich Ilka Bessin heftig und findet das unglaublich „respektlos“. Ab da koppelt sich die Familie Traut/Schmidt weitgehend aus der Sendung aus. Mehrmals schimpft Heinz Buschkowsky, es sei typisch für

sie, vor Problemen immer auszuweichen und die Flucht zu ergreifen statt zuzupacken. Zum Staffel-Abschluss vor der Jury treten Michael und Melanie nicht an. Die Produktionsfirma *Endemol Shine* weiß das natürlich längst, animiert die drei „Experten“ aber zu einem absurden Laienschauspiel. Den Familiennamen rufend, stürzt Thönnessen zur Tür und schaut sich suchend um. Keiner ist da. Aber trotzdem rechnet sich die Sendung am Ende das Schicksal der beiden erstaunlicherweise als eigenen Erfolg an. Denn auch sie sind – wie vier der fünf Teilnehmer – tatsächlich „raus aus Hartz IV“. Völlig unabhängig von der Sendung hat Melanie nämlich inzwischen ein Tattoo-Studio eingerichtet und es gibt sogar erste Kunden.

Unter dem Vorwand, ihnen in einer schwierigen Lebenslage eine Riesenchance zu bieten, werden hier arme Menschen, die dabei dankbar mitspielen, auf eine absurde Irrfahrt geschickt. Wobei die „Experten“ sich stets besorgt zeigen, sich kümmern wollen (Ilka Bessin) oder bissige Kommentare (Heinz Buschkowsky) zum Besten geben. „Wir können die Menschen nicht davon abhalten, Blödsinn zu machen. Sie sind selbstständig. Sie können mit dem Geld machen, was sie wollen“, erklärt Heinz Buschkowsky in einem von RTL veröffentlichten Interview das Konzept der Sendung. Kann die Jury das wirklich nicht? Aber dabei zusehen, wie diese Menschen weder in der Lage sind, rational mit Geld umzugehen, geschweige denn strukturiert zu arbeiten oder gar ein Gewerbe aufzubauen – das macht das Fernsehen möglich.

In der ersten Staffel war Familie Metz zu sehen. Aus ihrer Hausruine muss sie ausziehen und verfolgt die Idee, einen Secondhandladen

zu gründen. Aber nicht Businesspläne oder konkrete Hilfen zur Existenzgründung stehen im Fokus der Sendung, sondern der eskalierende Streit um Geld und das Geschäft. Inge Hannemann (2015), eine ehemalige Jobcenter-Mitarbeiterin und Autorin, ist entsetzt über das Vorgehen von RTL. In den Jobcentern sei es üblich und wichtig, gerade Menschen, die sich als Selbstständige eine Existenz aufbauen wollen, zuvor ausführlich zu testen und zu coachen, ob sie dafür überhaupt geeignet seien. Stattdessen nutze RTL „gezielt Menschen aus [...]“ (Kreplewski 2018). „Wir hatten so viel Geld gehabt“, zieht Familienvater René am Ende Bilanz, „und jetzt haben wir gar nichts mehr.“

Manuela Röder ist achtfache Mutter und hat einen kränkelnden Ehemann. Sie ist eine tatkräftige Frau – allerdings ohne berufliche Erfahrung. Sie will eine Suppenküche aufmachen, mietet einen Laden, kauft teure Wärmetheken. Einkauf, Schnipseln, Kochen, Service, Buchführung – all das hat sie noch nie gemacht und soll es nun alleine stemmen. Niemand schreitet ein. Buschkowsky kommentiert lakonisch, dass Kochen ja wohl etwas anderes sei als Dosen warm machen. Wir können zusehen, wie Manuela scheitert. Mit vielen Tränen. Einmal besucht Ilka Bessin sie und nimmt sie tröstend in die Arme. Dann bringt die prominente Comedy-Frau ihr bei, wie man „Würstel-Pizza“ backt. Das sei gewissermaßen ein Geheimrezept, um mit einfachen Mitteln Kundschaft anzulocken. Tatsächlich kommen ein paar Passanten, vor allem aber, um Selfies mit Ilka Bessin alias „Cindy aus Marzahn“ zu schießen. Der Suppenküche hilft das nicht auf die Beine. Am Ende sind 30.000 Euro weg, und die Fami-

lie lebt wieder von Hartz IV. Das gebe ihr doch mehr Sicherheit, gibt Manuela zu.

Geschafft hat es dagegen die patente Mona Assenmacher, die in Sinzig einen Haushaltsservice namens „Hilfsbienchen“ aufgebaut hat. Der zupackenden jungen Frau, die ihren neunjährigen Sohn alleine großzieht, würde man viele Arbeiten zutrauen. Sie hat sich jederzeit als patent, aufgeschlossen und klug haushaltend präsentiert. Am Anfang wollte sie eine Kneipe mieten, fernab auf einem Reiterhof, zu unmöglichen Konditionen. Richtig abgeraten hat ihr keiner der „Experten“. Zum Glück ist sie selbst darauf gekommen, dass auf diesem Projekt kein Segen gelegen hätte. Bevor sie aber ihren Haushaltsservice gründete, wurde sie von RTL noch in eine Drückerkolonie geschickt. Mit vielen Mühen und viel Auswendiglernen hat sie dafür eine Prüfung absolviert. RTL konnte sie dann dabei begleiten, wie sie für 820 Euro im Monat an drei Tagen in der Woche Klinken putzen musste. Viele andere Jobs wären für sie denkbar. Aber sie sollte ja unbedingt selbstständig werden – so die Bedingung der Sendung –, und am Ende zeigt sie sich angemessen dankbar.

Überraschend klug haben es Ines und René Schröder in Brandenburg angestellt. Sie wirken etwas tapsig und haben mit ihren heftigen Streitereien RTL immer etwas Spektakel zum Vorzeigen geboten. So dauert es endlos lange, bis sie ihre Flyer fehlerfrei hergestellt haben. Auch die Anschaffung einer neuen Matratze stellt sich als große Hürde heraus. Darum kreist die Sendung gerne. Tatsächlich aber haben die beiden viel gespart und gezielt investiert: Ein gebrauchter Kleinwagen ist dabei und sehr viel Werkzeug. Nur nebenbei erfährt man, dass ein Steuer-

berater der Familie Tipps gibt. Von den Fernsehexperten lassen sie sich klugerweise nicht beraten. Nur einmal kommt Ilka Bessin vorbei. Weil der etwas übergewichtige Junge in der Schule gemobbt wird, geht sie mit ihm zur Jugendfeuerwehr, wo er sich angeblich sehr wohl fühlt. Die Schröders haben derweil „McHelp“ gegründet, ein Dienstleistungsangebot für Haus und Garten. René Schröder fehlt zwar die Expertise, um eine Waschmaschine zu reparieren, aber er bekommt den Auftrag, eine riesige Grünanlage zu pflegen. Dieser hilft über die ersten Hürden hinweg. Seine Frau packt mit an. Bald soll ein Wäscheservice für Ferienhäuser hinzukommen. Das haben sie aus eigener Kraft geschafft, die Sendung rechnet es sich als Erfolg an.

Ebenfalls nicht mehr von Hartz IV leben am Ende der Sendung Maik und Sarina Schubardt aus Eisleben. Ihr Traum war es, einen Imbisswagen zu betreiben. Für 7.000 Euro haben sie einen gekauft und umständlich renoviert. Später mussten sie ihn wieder verkaufen – für die Hälfte des Preises. Betrieben wurde er nie. Einmal kam Ilka Bessin zu Besuch und wollte eine Currywurst mit Pommes. Es dauerte 45 Minuten, bis die Wurst fertig war. Bei Pommes konnte nur jeweils eine Portion zubereitet werden, denn vorhanden war nur eine Mini-Friteuse. Von den 24.000 Euro für die Schubardts war am Ende kein Cent mehr übrig. Zwischendurch schrieben sie einmal eine Bewerbung – handschriftlich. Genüsslich zeigte die Kamera, dass „Sehr geärte“ in der Anrede stand. Nun arbeiten die Schubardts für zehn Euro Stundenlohn in der Fleischverarbeitung am Band. Als „größtes Abenteuer ihres Lebens“ gibt der Kommentator die Teilnahme an der Sendung aus und fei-

ert den *Koffer voller Chancen* als „Impuls“ für den Weg heraus aus Hartz IV. Als wäre es nicht sinnvoller gewesen, den beiden sofort den Job am Band zu vermitteln und das kuriose Theater um ein eigenes Geschäft abzublasen. Aber dann hätte sich das Publikum ja an dem „TV-Experiment“ nicht vergnügen können.

Dass es gerade darum geht, verdeutlicht immer wieder der Gründungsexperte Frank Thönnessen. Conny Bergmann aus der ersten Staffel ist alleinerziehend und hat fünf Kinder. Sie möchte eine Imbissbude eröffnen, die beiden ältesten Söhne sollen helfen. Der vorgesehene Standplatz wird ihr verwehrt, aber Thönnessen besorgt einen neuen und bringt noch eine seiner umwerfenden Marketingideen mit. Die macht vor allem optisch etwas her: Die beiden Söhne müssen sich als Pommes und Ketchup verkleiden und so potenzielle Kunden ansprechen. Wo Hilfe dringend nötig wäre, werden die Protagonisten lächerlich gemacht.

Dass den RTL-Verantwortlichen so etwas einfällt, ist nachvollziehbar. Dass sich Heinz Buschowsky und Ilka Bessin aber dafür hergeben, ist nicht anders als skrupellos zu nennen.

Für eine nächste Staffel kann man sich bewerben. Aber es ist unklar, ob es tatsächlich dazu kommen wird, denn der Start der Sendung im Sommer 2018 war mit 16,5 Prozent Marktanteil für RTL zwar ein Knüller, doch in der zweiten Staffel ist die Resonanz bei den Zuschauern weit hinter dem RTL-Schnitt zurückgeblieben (Neveling 2019). Es kann also sein, dass das zynische „Experiment“ *Zahltag! – Ein Koffer voller Chancen* keine Neuauflage erfährt. Und dies nicht, weil es im Fernsehen einen Ethikkodex gäbe, sondern weil die Quote nicht stimmt.

5 Armut im privaten Fernsehen – ein Zwischenfazit

Die RTL-II-Sendung *Hartz und herzlich* ist keine Reportage, denn sie nimmt die Zuschauer nicht mit auf einen Weg der Recherche. Ziel ist nicht, die sich der Kamera darbietende Oberfläche zu durchdringen. Hier wird auch keine Dokumentation geboten, denn sie erstickt die Individualität der gezeigten Menschen in Klischeebildern. Die Kamera wird als Machtinstrument benutzt, um Menschen bloßzustellen, die nicht erfahren genug sind, um sich dagegen zur Wehr zu setzen. Sie werden ausgestellt, weil sie nicht in der Lage sind, die Folgen ihres öffentlichen Auftritts zu überblicken.

Gezielt werden besonders extreme Charaktere vor die Kamera gelockt. Sie sollen ein Sinnbild abgeben für *die* „Unterschichten“, *die* Hartz-IV-Empfänger oder *die* prekäre Klasse. Genau das sind sie aber nicht. Die Zuschauer sollen in Abgründe blicken. Ihnen wird drastisches Elend vorgeführt. Sie sehen viele schwer erkrankte Menschen. Die Sendung behauptet zwar, sie träte Vorurteilen entgegen, befeuert diese aber nur im Tarnkleid des Mitgefühls. Ohne jede Scham schreckt sie nicht zurück vor stigmatisierenden Kommentaren. Ständig werden abwertende Begriffe wie „arbeitscheu“, „faul“, „soziale Hängematte“ oder „Nichtstun auf Kosten der Gemeinschaft“ benutzt – besonders drastisch in der RTL-II-Sendung *Armes Deutschland – Stempeln oder abrackern?* Im Prinzip sind solcherlei RTL-II-Formate sämtlich von ähnlicher Machart. Das jüngste Beispiel ist die seit Mitte Februar 2020 ausgestrahlte Reihe *Hartz, Rot, Gold – Armutskarte Deutschland*.

Eine derartige Darstellung von Armut hat Folgen. „Wegen Sendungen wie *Hartz und herzlich* auf RTL II glauben die Leute, Hartz-IV-Empfänger seien schmutzig und faul“, schrieb die 16-jährige Schülerin Emily Grabow, die in Rostock in einer Hartz-IV-Familie aufwächst, im *Spiegel* (Grabow 2020).

Betont freundlich und zugewandt gibt sich auf RTL dagegen Vera Int-Veen, wenn sie Obdachlose, Hartz-IV-Empfänger oder Menschen mit Armutserfahrung trifft. Letztlich aber steht stets die Moderatorin und deren gefühlige Selbstinszenierung im Zentrum des Formats *Vera unterwegs – zwischen Mut und Armut*. Die Betroffenen werden zur Staffage.

Weitaus heftiger zu kritisieren ist der Versuch des Senders RTL, aus dem Thema Armut mit einigem Aufwand eine Unterhaltungssendung zu zimmern. Die Sendung *Zahltag! Ein Koffer voller Chancen* nennt sich ein „Sozialexperiment“, ist aber nichts als ein zynischer Amüsierbetrieb auf Kosten bisheriger Hartz-IV-Empfänger. Dort, wo diese dringend Hilfe und Unterstützung bräuchten, wird solches nur simuliert. Tatsächlich schaut man den Menschen, die zugunsten eines Koffers voller Bargeld auf ihren jährlichen Hartz-IV-Satz verzichten, beim Scheitern zu – unter herablassenden Kommentaren der angeblichen Coaches und Experten. Bei dieser Art Unterhaltung ist das Lachen nie frei, sondern hämisch. Unverständlich ist, dass sich Ilka Bessin und Heinz Buschkowsky dafür hergeben.

Kann man aus diesen Armutsdarstellungen des Privatfernsehens trotzdem etwas ler-

nen? Ja, aber nur dann, wenn man sich immer vor Augen führt, dass die Bilder, die beide Sender von Armut und den Menschen, die in Armut leben, produzieren, keine sinnvollen Beispiele sind, sondern Klischees. Produziert wird entlang der vermuteten Erwartungen eines Publikums, das sich einerseits empören, andererseits im eigenen behaglicheren Leben von den frei Haus gelieferten Milieubildern abgrenzen will.

Die Zuschauer sehen gleichwohl keine Laiendarsteller, sondern Menschen, die tatsächlich in den Mannheimer Benz-Baracken oder in Rostock-Groß Klein leben. Ihre Wohnungen, ihre Mahlzeiten, ihre kulturellen Praktiken existieren. Diese Protagonisten sind mal liebenswerte Zeitgenossen, mal unangenehme, reagieren mal aufbrausend, mal unterwürfig. Sie sollten als Personen wahrgenommen werden, nicht als Typen. Die Formate der Privatsender zeigen nicht: So ist Armut. Aber die Menschen, die darin vorkommen, können uns darauf hinweisen, dass Armut ein relevantes gesellschaftliches Problem ist.

Es wird spürbar, dass es Dimensionen ihrer Individualität gibt, für die sich die Fernsehleute überhaupt nicht interessieren. Denen reichen ein paar schnelle, heftige Äußerungen, etwas Schimpfen, ein paar Emotionen, ein paar Konflikte, viel Schmutz und Chaos. Auch wer derlei Sendungen kritisch betrachtet und keineswegs alles glaubt, was ihm da gezeigt wird, kann sich dennoch zu den vorgeführten

Menschen in Beziehung setzen und Mitgefühl empfinden. Zugleich möchte man sie am liebsten vor dem Fernsehen schützen, wo sie sich bloßstellen.

Dabei sind sie nicht nur Opfer. Oft wollen sie von sich aus die Erwartungen der Medien clever erfüllen. Doch geht, indem sie den erwarteten Klischees entsprechen, eine herablassende Sicht auf die „Unterschichten“ in deren eigene Selbstdarstellung ein. Eine ohnehin erwartete Entwertung dringt ein in das eigene Selbstbewusstsein.

Nimmt man die Protagonisten solcher Sendungen wie *Hartz und herzlich* ernst, dann fällt auf, wie sehr ihnen das Leben als ein Hürdenlauf erscheint. Der Deal aus vergangenen Zeiten, in denen es für harte körperliche Schufferei im Gegenzug soziale Sicherheit gab, gilt nicht mehr. Hilflos pendeln viele zwischen Arbeitslosigkeit, Praktika, 1-Euro- oder 450-Euro-Jobs hin und her. Die Ämter – Jobcenter und Sozialbehörden – werden als willkürliche Bürokratie erlebt. So ist der Weg in dauerhafte Beschäftigung nicht einfach. Gelingen kann er nur mit engmaschiger und vermutlich sehr personalintensiver Betreuung. Daran wird sich eine nachhaltige Sozialpolitik ausrichten müssen.

Gerade weil Armut auch im reichen Deutschland Thema ist, bleibt es irritierend, wie sehr sich die Darstellungsformen des Senders RTL II bei der Bearbeitung der Thematik im Fernsehen in den Vordergrund schieben.

INTERVIEW

Marcus Niehaves, ZDF

„Armut in vielfältiger Weise betrachten“

Herr Niehaves, glauben Sie, dass das Thema „Armut“ in der Wirtschaftsberichterstattung des ZDF quantitativ ausreichend und qualitativ zufriedenstellend vorkommt?

Marcus Niehaves: Wirtschaftsberichterstattung ist ein sehr weit gefasster Begriff. Darum darf man bei der Frage nicht nur auf klassische Wirtschaftssendungen schauen, sondern muss das ganze Angebot analysieren. Immer wenn über Armut berichtet wird, hat das mit wirtschaftlichen Rahmenbedingungen oder ökonomischen Entwicklungen zu tun. Mit dem Blick auf das gesamte ZDF-Programm glaube ich, dass wir das Thema „Armut“ in vielfältiger Weise betrachten. Das Thema „Armut“ spielt, vor allem in der aktuellen Berichterstattung, auch auf den digitalen Plattformen eine große Rolle. Die Themenauswahl spiegelt unter anderem den öffentlichen Diskurs und aktuelle politische Entscheidungen wider. In diesen Fällen berichten wir tatsächlich ausreichend.

Unabhängig von öffentlichen Debatten setzen wir aber auch immer wieder das Thema „Armut“, weil wir es aus journalistischer Sicht wichtig finden. Für die Sendung WISO kann ich sagen, dass das Thema „Armut“ quantitativ angemessen und qualitativ zufriedenstellend dargestellt wird. Neben der Berichterstattung über Verbraucherfragen sind soziale Missstände und die Frage der sozialen Gerechtigkeit Kern unserer Arbeit. Auch in den nächsten Monaten werden wir uns, auf allen Plattformen, mit dem Thema „Armut“ beschäftigen. Der Zusammenhalt in unserer Gesellschaft hängt entscheidend von der sozialen Frage ab. Durch den Strukturwandel in verschiedenen Industrien und die Auswirkungen der Digitalisierung werden neue Fragen gestellt werden müssen.

Können Sie Beispiele für gelungene Beiträge oder Sendungen des ZDF nennen?

Jobverlust, Pfändung, Altersarmut – alles Themen, die bei WISO eine lange Tradition haben und ein fester Bestandteil unserer Inhalte sind. So haben wir unter anderem folgende Beiträge im Jahr 2019 gesendet:

- 28.01.2019: WISO Tipp. Wenn der Lohn nicht reicht
- 01.07.2019: Ärger mit der Berufsunfähigkeitsversicherung
- 05.07.2019: WISO Tipp. Inkasso-Aufforderungen – was tun?

- 08.07.2019: Wucher mit Kurzkrediten
- 11.11.2019: Wer profitiert von der Grundrente, wer nicht?
- 16.12.2019: WISO Tipp. Hilfe bei Mietkosten

Mittlerweile spielen, neben der wöchentlichen TV-Sendung auch die sozialen Netzwerke eine wichtige Rolle. Wir haben uns im Zuge der Europawahl zum Beispiel die Frage gestellt, warum in Deutschland so viele Menschen von Obdachlosigkeit betroffen sind und in Finnland nicht.

Die Themen Rente für Geringverdiener, Angst vor Altersarmut (monothematische Rentensendung), Kinderarmut und Arbeiten im Niedriglohnsektor werden wir in den nächsten Wochen umsetzen.

Das von Ihnen redaktionell verantwortete Magazin WISO ist stark auf Themen des Verbraucherschutzes fokussiert. Ist das nicht zu sehr eine Sicht der konsumstarken Mittelschichten auf die Gesellschaft?

Ein Beispiel: In unserer erfolgreichen Rubrik „Teuer oder billig“ geht es immer um die Frage, ob billige Produkte mit den teuren Angeboten mithalten können. Durch unsere Recherchen und Laboruntersuchungen bieten wir gerade Menschen mit geringem Einkommen eine wertvolle Orientierung. Wenn wir regelmäßig darauf hinweisen, dass Verbraucherinnen und Verbraucher den Strom- und Gasanbieter wechseln sollen, um Geld zu sparen, wenn wir Tipps geben, wie sich Rentner Geld zu ihrer Rente dazuverdienen können, wenn wir erklären, wie man Wohngeld beantragt, bieten wir in regelmäßigen Abständen praktische Tipps für Menschen, die wenig Geld zu Verfügung haben. Da wir mit unserem Angebot die gesamte Gesellschaft erreichen wollen, müssen wir auch thematisch die Probleme und Sorgen der ganzen Gesellschaft abbilden. Daher glaube ich, dass wir uns angemessen um das Thema „Armut“ kümmern.

Können Sie uns Beispiele nennen, wann und wie WISO die sozialen Spannungen in der Gesellschaft gut thematisiert hat?

Das beste Beispiel ist das Thema Miete und Immobilienpreise. Wir haben mit einem sozial engagierten Vermieter über Geld gesprochen, der seine Wohnungen bewusst preiswert vermietet und für jedes geborene Kind die Miete senkt. Mit diesem Beitrag konnten wir aufzeigen, wie man sozialen Spannungen entgegenwirken kann, und gleichzeitig wurde deutlich, wie schwer es ist, bezahlbaren Wohnraum zu finden.



Gerade Menschen mit geringem Einkommen Orientierung bieten.



Praktische Tipps statt politischer Debatten.

Statt politische Debatten abzubilden, konzentriert sich WISO seit der Gründung der Sendung auf die praktischen Tipps und Hilfestellungen, die aber immer auch die sozialen Spannungen in unserer Gesellschaft thematisieren. Viele Menschen wissen beispielsweise nicht, dass sie berechtigt sind, Wohngeld zu beantragen – für diese Menschen haben wir erst kürzlich fünf Minuten lang Tipps gegeben. Das Thema Grundrente spielte bei uns eine große Rolle genauso wie die CO₂-Bepreisung – und immer haben wir die Auswirkungen neuer Regelungen auf Menschen mit niedrigem Einkommen im Blick.

Regelmäßig zeigen wir die Konsequenzen auf, die sich durch niedrige Zinsen, hohe Mieten und stagnierende Löhne ergeben. Wir wissen genau, dass das Thema Altersarmut viele Menschen beschäftigt und umtreibt. Der niedrige Verdienst und die Arbeitsbedingungen von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in unterschiedlichen Dienstleistungsberufen finden regelmäßig Platz in unserer Sendung.

Können Sie uns Beispiele aus anderen ZDF-Formaten nennen?

Die *ZDF.reportage* ist ein Format, das sich regelmäßig mit ähnlichen Themen beschäftigt, *ZDFzoom*, aber auch die Tagesmagazine *Volle Kanne*, *Drehscheibe*, *Mittagsmagazin* thematisieren „Armut“ in unterschiedlichsten Formen. Immer wichtiger werden die digitalen Angebote.

Wenn in Ihren Filmbeiträgen Protagonisten aus der Unterschicht oder Menschen, die am Rande der Wohlstandsgesellschaft leben, vorkommen – wie finden Sie diese?

Viele Protagonistinnen und Protagonisten melden sich bei uns direkt per Mail oder über die sozialen Netzwerke. Wenn wir konkrete Beispiele suchen, recherchieren wir in alle Richtungen. Oft helfen uns Wohlfahrtsverbände, Gewerkschaften oder auch Hilfsorganisationen bei der Suche.

Zahlen Sie solchen Protagonisten schon mal Geld, bezahlen Sie einen Kaffee oder spendieren ein Essen?

Wenn es der Aufwand rechtfertigt, bekommen unsere Protagonistinnen und Protagonisten eine Aufwandsentschädigung. Ein Kaffee oder ein Essen sind bei längeren Drehs selbstverständlich.

Beachten Sie bei der Auswahl solcher Protagonisten auch ästhetische Kriterien (schlechte Zähne, Sauberkeit oder Ähnliches)?

Nein – Äußerlichkeiten, Dialekt und Herkunft spielen bei der Auswahl der Protagonistinnen und Protagonisten keine Rolle. Diese müssen exemplarisch für eine gesellschaftliche Entwicklung oder ein gesellschaftliches Problem stehen.

Kennen Sie Formate wie *Hartz und herzlich* oder *Armes Deutschland*, die als „Sozialreportagen“ beim Sender RTL II ausgestrahlt werden?

Nein.

Was halten Sie von dieser Art „Dokumentationen“?

Siehe vorhergehende Frage.

Was beachten öffentlich-rechtliche Sender oder sollten sie beachten, wenn sie über Armut berichten beziehungsweise Menschen, die in Armut leben, vor die Kamera holen?

Wir müssen immer schauen, dass die Menschen für eine gesellschaftliche Entwicklung, ein gesellschaftliches Problem stehen. Es reicht nicht aus, einen spektakulären Einzelfall zu erzählen, der zu falschen Schlussfolgerungen führt. Wir achten extrem darauf, dass wir keine Menschen vorführen, dass die Menschen, die sich vor einem Millionenpublikum oft sehr privat äußern, keinen Nachteil durch unsere Berichterstattung erleiden.

Sehen Sie da einen generellen Unterschied zu Formaten von RTL II oder RTL (zum Beispiel *Zahltag! Ein Koffer voller Chancen*; *Vera Int-Veen*)?

Da ich die Formate nicht wirklich kenne, erlaube ich mir kein Urteil.



Es reicht nicht aus, einen spektakulären Einzelfall zu erzählen.

Marcus Niehaves (45), Fernsehreporter und Autor vieler längerer TV-Dokumentationen, ist seit dem 1. September 2016 Redaktionsleiter und Hauptmoderator des ZDF-Magazins WISO. *Herr Niehaves hat die Fragen schriftlich per E-Mail beantwortet.*

6 ARD und ZDF

Während die Programme der Privatsender auf Zielgruppen ausgerichtet sind, die als Adressaten für zu akquirierende Werbung vor den Bildschirm gelockt werden sollen, haben die öffentlich-rechtlichen Sender ARD und ZDF ein ganz anderes Selbstverständnis. Sie werden von allen Haushalten finanziert und beanspruchen für sich, in gesellschaftlichem Auftrag zu senden. In den Gremien sollen Vertreter unterschiedlicher gesellschaftlicher Organisationen die Vielfalt der Gesellschaft repräsentieren. Das Programm soll „für alle“ da sein. Auch hier spielt die Zuschauerresonanz des Programms eine große Rolle, aber für Programmentscheidungen soll nicht nur die Quote ausschlaggebend sein, sondern die Verbindung von Qualität und Quote. Die quotenstärksten Programme heißen *Tatort* (ARD) und *Traumschiff* (ZDF), Fußballländerspiele und Rosamunde-Pilcher-Filme (ZDF), Krankenhausserien (ARD) und Schlagershows (Carmen Nebel, Florian Silbereisen, Helene Fischer). Außerdem spielen besondere Filme (*Der Staatsanwalt*/ZDF) oder Serien (*Charité*/ARD) in den Programmen eine Rolle.

6.1 Mitgefühl zur Weihnachtszeit

In dieser Fülle und Vielfalt des Programms ist Armut zwar ein Thema, aber kein Quotenbringer. Über Armut wird berichtet; es geht auch um Menschen, die nicht aus wohlhabenden Schichten stammen, aber selten an hervorgehobenen Programmplätzen. Ungefähr ein- bis zweimal im Jahr wird in Talkshows über Armut gesprochen: Bei Frank Plasbergs *hart aber fair* (ARD) zuletzt im Mai 2019, Maybrit Illner

(ZDF) sprach im November unter anderem mit Bundesfamilienministerin Franziska Giffey über das „Armutsrisiko Familie“. Innerhalb der Regelberichterstattung – also innerhalb der regionalen und überregionalen Informationssendungen – geschieht dies stark saisonal. Wenn es draußen kalt wird, wenn das Weihnachtsfest naht, dann kann man sicher sein, dass im *Morgenmagazin* wie in den *ARD-Tagesthemen*, in Berichten der Regional- wie Boulevard-Magazine über den Kältebus und die Tafeln, über das von dem prominenten Entertainer Frank Zander organisierte Weihnachtsessen für Obdachlose und ähnliche Initiativen berichtet wird. Gerade in der Adventszeit wecken solche Berichte viel Mitgefühl.

Außerhalb dieser Zeit wird es für die Reporter schon etwas schwieriger, Themen, die von Armut und Ausgrenzung handeln, im Programm unterzubringen. Hier kann keine valide empirische Studie durchgeführt werden, aber die an sozialen Themen interessierten Reporter kennen die Probleme. In Redaktionskonferenzen wird ihnen gesagt, dass Themen vom unteren Rand der Gesellschaft schon häufig erzählt worden seien, dass ein bestimmter Typus von Sozialreportage „auserzählt“ sei (siehe Interview mit Holger Baars auf S. 63), dass das Publikum nicht begeistert sei von zu vielen negativen Geschichten.

Marcus Niehaves, der für die Wirtschaftsberichterstattung des ZDF verantwortliche WISO-Chef, weist mit Recht auf viele gute Einzelbeiträge in seinem Magazin und im ZDF insgesamt hin (siehe Interview auf S. 56). Insbesondere Beiträge zu steigenden Mieten, zur

Grundrente wie zur CO₂-Bepreisung sind zu nennen. Bemerkenswert sind auch einzelne Folgen der 30-minütigen *ZDF.reportage*, wie zum Beispiel *Wutsache: Miete* (27. März 2020), *Wutsache: Mindestlohn* (19. Februar 2020) oder *Wutsache: Abstiegsangst* (18. Februar 2020). Trotz der etwas reißerischen „Wut“-Titel waren alle diese Reportagen bemerkenswert sachlich und unaufgeregt gehalten, was die geschilderten Tatsachen umso beunruhigender erscheinen ließ. Die gezeigten Protagonisten waren keine Freaks oder gezielt gecasteten Extremfälle. Sie werden – darauf legt Niehaves Wert (siehe Interview auf S. 56) – nicht vorgeführt. Durch die Auswahl ist aber zugleich die Perspektive vorgegeben. Letztlich handeln diese Reportagen nicht von trostlosen Zuständen am unteren Ende der Gesellschaft, sondern von der Gefahr, dass materielle Sorgen und existenzielle Schieflagen allmählich auch die Mittelschichten erreichen können.

Einen weiteren Platz für 30-minütige Reportagen bietet *ZDFzoom*. Im November 2018 wurde hier das „Rentendebakel“ aufgedrösel. Gezeigt wurde, dass Altersarmut denjenigen droht, die im Laufe ihres Arbeitslebens ohnehin schon immer schlecht entlohnt wurden. *ZDFzoom* hat die „dunkle Seite der Zeitarbeit“ ebenso ausgeleuchtet wie die harten Arbeitsbedingungen von DHL-Zustellern (*Schaffen bis zum Umfallen*, 21. März 2019) oder das „Arbeiten zum Hungerlohn“ (*Wenn das Geld nicht reicht*, 15. Januar 2020).

Es gibt also im alltäglichen Programm tatsächlich journalistische Beiträge und etwas längere Reportagen, die sich mit Armut,

drohendem sozialem Abstieg oder der gesellschaftlichen Spaltung befassen. Aber in diesem Alltag drohen sie auch unterzugehen. Sie werden von den Programmverantwortlichen nicht hervorgehoben, nicht besonders beworben, nicht zu einem Schwerpunkt gebündelt.

Ähnlich ist es in der ARD. Selten gibt es für die Berichterstattung über Armut Herausragendes oder einen Höhepunkt wie die monothematische Sondersendung des Magazins *Monitor* am 9. Januar 2020. Insbesondere für die Dokumentarfilmer ist es in der ARD schwierig geworden. Jährlich bringt die ARD unter dem Titel *Qualität und Quote* eine kleine PR-Broschüre heraus, und seit Jahren schon kommt der Dokumentarfilm darin nicht einmal vor. Dass ein solcher erwähnt wurde, geschah zuletzt im Jahr 2016 – da ging es um Doping und die schwarzen Kassen des Helmut Kohl.

In der ARD-Broschüre *Nichts ist spannender ... Top of the Docs* sind sämtliche Dokumentationen der Jahre 2018 und 2019 aufgelistet, 62 an der Zahl. Die Themen reichen von A – wie „Aldi-Brüder“ bis W – wie „Wildes Herz“, die von Charly Hübner produzierte Dokumentation über die Punkband „Feine Sahne Fischfilet“. Einem unmittelbar sozialpolitischen Thema ist eine einzige Dokumentation gewidmet: *Wohnungslos – wenn Familien kein Zuhause haben*. Dieser Film von Nadja Kölling wurde am 8. Juli 2019 von 22.45 bis 23.30 Uhr ausgestrahlt. Nicht erwähnt wird ein ähnlicher Film, der noch stärker die Profiteure der Wohnungsnot ins Visier nimmt: *Erst die Miete, dann die Moral*, gesendet am 28. Oktober 2019 um 23.30 Uhr. In der Folgebroschüre *Top of The Docs 2019/2020*

sieht das Bild nicht anders aus: Vorgestellt werden 58 Dokumentationen – die Themen reichen vom Abnehmen bis zu Kindersoldaten im Kongo – nur eine einziger Film zur Altersvorsorge befasst sich mit der Armut vor der eigenen Haustüre.

Die Aussage Lutz Hachmeisters, es sei leichter, ein Visum für Nordkorea zu bekommen als einen Dokumentarfilmplatz in der ARD, ist natürlich eine Übertreibung, aber auch die *AG Dok*, die Interessenvertretung der Dokumentarfilmer, klagt nicht grundlos. Deren Geschäftsführer Thomas Frickel schrieb auf *medienpolitik.net*:

„Gerade einmal zwölf Sendeplätze hält die große ARD nach wie vor in ihrem Ersten Programm für den langen Dokumentarfilm bereit (die meisten davon im talkshowfreien Sommerloch), das ZDF in seinem Hauptprogramm überhaupt keinen. [...] Weil das mit Milliardensummen apanagierte Fernsehen im Hinblick auf den Dokumentarfilm seinen Programmauftrag vernachlässigt, stranden viele Dokumentarfilme bei der Förderung und verschwinden nach halberherzigen Kinostarts schon nach wenigen Tagen wieder von der Leinwand, obwohl sie als reine Fernsehproduktionen von Anfang an wesentlich besser aufgehoben wären. Für den genau beobachtenden, sorgfältig recherchierten und hochwertig

gestalteten Dokumentarfilm ist das reichste öffentlich finanzierte Fernsehsystem der Welt auf weiten Sendeflächen ein Totalausfall“ (Frickel 2020).

Aus dem Etat von ARD und ZDF, der rund 8 Milliarden Euro umfasst, werden 89 Millionen Euro – das sind 0,77 Prozent (ARD) beziehungsweise 2,4 Prozent (ZDF) des Budgets – für Dokumentarisches ausgegeben. Der TV-Journalist Holger Baars hat zuletzt vor acht Jahren Filme von 45 Minuten Länge über Obdachlosigkeit produzieren dürfen. Ähnlich wie Holger Baars im Norden für *Radio Bremen* ist Hermann G. Abmayr im Südwesten für den SWR aktiv. Für seine 45-minütige Dokumentation *Fit bis zur Rente? Wenn Arbeit krank macht* erhielt er zwar den Willi Bleicher Preis, als Sendeplatz wurde ihm aber nur der Spartensender *tagesschau24* zugeteilt.

Doch es gibt interessante dokumentarische Alternativen, die es gar nicht erst ins Fernsehen bringen. Wer erfahren möchte, wie die soziale Wirklichkeit am Kölnberg aussieht, wo das von RTL II so gerne porträtierte Paar Willi und Carola wohnt, der sollte unbedingt den Debütfilm „Der Kölnberg“ anschauen. Dabei handelt es sich um den Abschlussfilm von Laurentia Genske und Robin Humboldt an der Kunsthochschule für Medien Köln. Dieser hat viele Preise bekommen und wurde im Kino gezeigt – leider nicht im WDR oder in der ARD.

INTERVIEW

Holger Baars (Radio Bremen)

„Wichtig ist, was die Menschen zu erzählen haben“

Herr Baars, woher stammt Ihre Affinität zu sozialen Themen?

Holger Baars: Das liegt daran, dass ich aus einem Arbeiterhaushalt komme, dass ich mich über den zweiten Bildungsweg hochgekämpft und einen Job gefunden habe, der mir Spaß macht und in dem ich mich mit politisch relevanten Themen wie etwa Armut beschäftigen kann. Ich setze mich mit diesen Menschen auseinander, bin im Gespräch mit ihnen und stelle dabei immer wieder fest, wie leicht es doch jedem passieren kann, in eine ähnliche Lage – also etwa in Altersarmut – zu rutschen. Wenn man sich dann in diese Themen vertieft, sind immer wieder neue Aspekte erkennbar, und dazu kommt, dass mich viele Menschen aus der Obdachlosenszene kennen, die mich etwa am Bahnhof ansprechen. Dann geht es erst einmal um einen Euro und dann aber auch um die Befindlichkeit dieser Menschen. Und bei *Radio Bremen* ist natürlich bekannt, dass ich diese Kontakte habe und einen Draht zu sozialen Themen.

Wie finden Sie Ihre Protagonisten?

Ich finde die Protagonisten, indem ich unterwegs bin. Ich bin vor Ort. Ich spreche mit Obdachlosen, aber ich finde den Zugang auch durch Institutionen, zum Beispiel durch die Innere Mission. Meinen Plan für den Obdachlosenfilm habe ich dort vorgestellt und auch erläutert, wie ich arbeiten möchte. Ebenso bin ich in Hamburg vorgegangen, als ich die Obdachlosigkeit von Frauen dokumentiert habe, die ja meist eher versteckt ist. Ohne den Austausch mit Sozialarbeitern geht das nicht. Und wichtig ist mir dabei immer, dass ich meinen Protagonisten auf Augenhöhe begegne, mich auf sie einlasse und nicht von oben herab agiere. Später zeigt sich das auch in der Kameraführung. Zunächst aber spreche ich selbstverständlich mit allen ohne Kamera. Sie müssen nicht nur einverstanden sein, sondern auch begreifen, was es bedeutet, wenn später die Kamera läuft und wir sie zeigen in einer eiskalten Nacht unter der Brücke mit einer Pulle Glühwein, der eingefroren ist. Sie müssen wissen, dass das im Fernsehen läuft und über *YouTube* auch ganz schnell im Netz zu sehen ist. Das bespreche ich mit den Leuten. Für mich gehört das zu einem fairen Umgang dazu.

“

Es ist wichtig,
den Protagonisten
auf Augenhöhe
zu begegnen.

Haben Sie schon mit Leuten gesprochen, sie „gecastet“ und sich dann gesagt, dass sie diese lieber nicht vor die Kamera zerren?

„Gecastet“ will ich meine Suche nach Protagonisten nicht nennen. Es ist schlicht eine Suche nach authentischen Menschen, und natürlich sage ich mir mitunter, dass ich mögliche Protagonisten schützen muss.

Was war dabei ausschlaggebend?

Dass ich den Eindruck hatte, diese Menschen würden nicht überblicken, auf was sie sich einlassen.

Spielte auch das Aussehen eine Rolle, zum Beispiel wenn man jemandem ansehen würde, dass er Alkoholiker ist, oder wenn jemand ganz schlechte Zähne hat?

Das spielt bei mir erst einmal keine Rolle. Wichtiger ist, was die Menschen zu erzählen haben. Dass Menschen, die in Armut leben oder obdachlos sind, vom Leben gebeutelt und entsprechend gezeichnet sind, das fällt immer wieder auf. Ein Blick vor die Bahnhöfe der Städte zeigt das, doch manche schaffen es lange, äußerlich normal zu wirken. Es gibt gut sortierte Kleiderkammern verschiedener Träger, für viele Menschen in Armut sind das wichtige Anlaufstellen. Die obdachlose Frau aus Hamburg etwa, die dann in meinem Film vorkam, hat sehr darauf geachtet, dass sie gepflegt aussieht, aber ihr fehlte oben ein Zahn, und sie saß am Bahnhof und trank Bier. Beides gehört zur Realität.

Sie haben eben zu Ihrer Arbeitsweise gesagt „auf Augenhöhe und nicht von oben herab“. Wie schlägt sich das dann im Film nieder?

Die Kamera muss auf Augenhöhe sein. Der Zuschauer soll nicht von oben herab auf die Protagonisten schauen. Die Situation im Schlafsack unter einer Brücke ist schon schlimm genug. Hier ist die exakte Absprache mit Kamera- und Tonleuten sehr wichtig. Ich lasse mich auf den Protagonisten ein, darum unterhalte ich mich ja vorher lange mit ihm, aber auch die Kamera- und Tonleute müssen dazu bereit sein und dürfen den Kontakt nicht scheuen. Oft hat man es ja auch mit Menschen zu tun, die psychische Probleme haben. Da muss klar sein, wie man damit umgeht. Und extrem wichtig ist auch die Gesprächsführung, die Fragestellung vor laufender Kamera. Auch hier: auf Augenhöhe bleiben und sich als Reporter nicht erhöhen. Und auch das Texten hat ungeheuer viel mit Fairness zu tun. Keine Untertöne. Keine Interpretationen. Ich will die Realität zeigen, aber niemanden vorführen.

Wie vermeiden Sie es dann zu beschönigen?

Zu beschönigen gibt es nichts, aber ich muss nicht alles zeigen. Zum Beispiel der Dreh unter der Brücke: Müll liegt rum, natürlich auch Kot. Jeder kann sich das denken, aber ich muss es nicht zeigen. Da gibt es Grenzen. Das gebietet der Anstand. Wir zeigen schon, wie schrecklich die Realität ist, aber man muss genau aufpassen, was gezeigt wird oder nicht. Wichtig ist dabei auch das Zusammenspiel mit Cutter und Redaktionsteam. Manchmal ist weniger mehr.



**Es gibt Grenzen
beim Zeigen.**

Trotzdem haben wir es immer mit Bedürftigen und Opfern zu tun – geht das auch anders?

Dass sie bedürftig sind, zeigen die Bilder, zeigt ihre Situation – egal ob auf der Straße oder bei der Tafel. Aber als Opfer dokumentiere ich sie nicht. Wenn sie Opfer sind, dann sind sie Opfer eines Systems, in dem die Leute irgendwie nicht mithalten konnten, und auch Opfer ihres eigenen Verhaltens. Da ist ein Protagonist in die Obdachlosigkeit gestürzt, weil er eben jeden Tag eine Flasche Korn brauchte. Das dokumentiere ich schon. Oft kann man aber nicht alle Ursachen erklären. Darum beschreibe ich ihre Situation auch zurückhaltend. Ich versuche einfach, die Betroffenen ernst zu nehmen und nicht vorzuführen.

Geben Sie Ihren Protagonisten Geld? Stecken Sie ihnen etwas zu? Kaufen Sie was zu essen?

Das stelle ich von vornherein klar, dass es kein Geld gibt. Gekaufte Protagonisten würden eine Rolle spielen, sie wären nicht mehr authentisch, was die Grundlage einer Dokumentation mit Tiefgang ist. Aber klar bezahle ich schon mal einen Kaffee und kaufe eine Packung Tabak. Alles natürlich im Rahmen. Der obdachlosen Frau in Hamburg habe ich zum Beispiel ein Essen bezahlt. Am Ende der Dreharbeiten. Als wir dann gemeinsam an einem Tisch saßen, blühte sie auf, erzählte entspannter. In einem Restaurant zu sitzen ist für sie die Ausnahme, Armenspeisung für sie die Regel. Aber wer Geld an seinen Protagonisten zahlt, hat ihn verloren. Er ist keine Ware.

Ist es inzwischen schwieriger geworden, für längere Sozialreportagen Dokumentations-Sendeplätze zu bekommen?

Ich kann kein generelles Urteil fällen, aber ich meine eine Tendenz beobachten zu können, dass Sozialreportagen nicht mehr so gerne genommen werden wie noch vor ein paar Jahren. Wobei es diese Reportagen noch gibt, etwa im ZDF bei *37 Grad*. Aber gefühlt sind es für mich weniger – vielleicht weil die Sender meinen, Geschichten über Obdachlosigkeit und

generell Armut seien auserzählt, alles schon gehabt. Zudem stehen die Sender finanziell unter Druck.

Aber in der Adventszeit gibt es doch allenthalben Reportagen über die Tafeln oder den Kältebus.

Ja, das ist der ganz normale Reflex. Wenn Menschen draußen sitzen und frieren, dann kommen sie in den Themenredaktionen in den Fokus. Das wird dann leichter zum Thema als eine längere Dokumentation über Obdachlosigkeit im Sommer.

Heute war ich gerade hier in Bremen in der Winterkirche, es gab warmes Essen und vor allem auch Gesprächsangebote für Menschen. Wer sie filmisch begleitet, sieht sofort, wie wichtig solche Institutionen für diese Menschen sind. Einsamkeit ist dabei ein Thema, die Menschen stehen allein vor ihren Problemen.

Was meinen Sie mit „auserzählt“?

Wenn man eine Sozialreportage vorschlägt, sagen Redakteure oft spontan: „Das hatten wir doch schon.“ Wobei sich die Inhalte natürlich ähneln, doch Kamera und Schnitt sind gute Mittel, trotzdem eine spannende Dokumentation zu machen.

Verlangt das ein neues Nachdenken über die Ästhetik solcher Reportagen?



Keine gestellten Szenen!

Die Frage ist, wie fesselnd ist der Film, und da spielt die Ästhetik eine entscheidende Rolle. Ich mag es, dicht an den Menschen dran zu sein, und setze auf altbewährte Reportageelemente. Beispiel: Die Kamera muss den Protagonisten begleiten, keine gestellten Szenen. Und beliebt sind ja auch Reportagen, bei denen der Reporter die Rolle wechselt. Er verbringt zwei Nächte in der Kälte und erzählt, wie es sich anfühlt. Der Autor versucht also sich selbst in die Lage eines Obdachlosen zu versetzen. Mein Fall ist das nicht. Denn solche Simulationen spiegeln nicht die Realität. Und zum Stichwort Ästhetik fällt mir auch der Kinderkanal *KiKa* ein. Bei *Schau in meine Welt* geben Kinder Einblicke in ihr Leben. Ohne Text, nur O-Töne. Sehr gelungen. Ich habe in dieser Reihe einen Film über ein Mädchen aus einer Hartz-IV-Familie gemacht, das es schafft, über Musik neues Selbstbewusstsein zu bekommen. Ein interessanter Einblick.

Wie schafft man es als Autor, bei solchen Themen den erwarteten Klischees zu entgehen?

Indem ich viel mit den Menschen spreche – lange bevor die Kamera ins Spiel kommt. Und entsprechend recherchiere. Damit eine Geschichte nicht einfach nur vom Protago-

nisten erzählt wird – und ich sie glauben muss. Recherche ist also wichtig. Dennoch ist es nicht immer einfach, Klischees zu vermeiden: Wenn Sie einen wohnungslosen Menschen im Schlafsack unter einer Brücke zeigen, dann ist das das Klischee: Brücke; Mensch im Schlafsack; kalte Winternacht. Deshalb ist es wichtig, das „Warum?“ zu thematisieren. Oft sind es verzweifelte Menschen, oft haben sie eine interessante Biografie. Neulich habe ich bei der Tafel einen ehemaligen Zahnarzt getroffen, der durch Scheidung in eine sehr schwierige Lage gekommen ist, wie auch eine Print-Kollegin. Sie ist Honorarkraft und auf die Tafel angewiesen. Armut in einem reichen Land wie Deutschland ist ein Thema, speziell in einer Stadt wie Bremen. Und jeden kann es erwischen.

Glauben Sie, dass Zuschauer sich wegen dieser Angst, es könne einen selbst erwischen, „Armutsdokumentationen“ anschauen, oder regiert eher Abwehr?

Das kann ich schwer bewerten. Wer diese Reportagen oder Dokumentationen anschaut, in seiner warmen Wohnung, der ist mehr der Voyeur. Vielleicht überwiegt auch das Interesse an der Lebenssituation anderer Menschen, aber meiner Einschätzung nach sind diese Menschen nicht angstbesetzt, weil sie fürchten, eventuell auch auf der Straße zu landen. Ich glaube, dass viele zunächst denken, dass „Armut“ sie nichts angeht, dann aber doch nachdenklich werden und Sorge haben, zum Beispiel in Altersarmut zu geraten. Das bewegt viele Menschen – aber es gibt immer wieder auch viel Mitgefühl und Solidarität. Auch das spüren wir bei den Zuschauerreaktionen.

Kennen Sie die „Sozialreportagen“ von RTL II, die meist in sozialen Brennpunkten gedreht und mit sehr viel Sendezeit ausgestrahlt werden?

Ich habe sie gesehen, aber ich will keine Kollegenschelte betreiben. Das müsste ich tun, wenn ich sie bewerten sollte. Jeder Autor muss sich fragen, was er sich selbst gegenüber, aber vor allem gegenüber den Menschen, die er zeigt, vertreten kann.

Vielen Dank für das Gespräch.

Holger Baars (61) ist Fernsehreporter bei *Radio Bremen*. Regelmäßig arbeitet er für das Regionalmagazin *buten un binnen*. Er beschäftigt sich immer wieder mit sozialen Problemen und porträtiert Menschen, die am Rande der Wohlstandsgesellschaft leben. Für den NDR hat er längere Dokumentationen (45 Minuten) über Obdachlosigkeit und Jobs, die nicht zum Leben reichen, produziert. *Das Gespräch wurde am 6. Januar 2020 geführt.*

6.2 Gesucht: Eine neue Sprache für Doku und Fiction

Sicher gibt es auch im Fernsehen einzelne besondere, ja herausragende Filme, die in Erinnerung bleiben, aber ein Kontinuum des sozial-realistischen Dokumentarfilms ist daraus nicht entstanden.

Kennern steht immer noch Aelrun Goettes (siehe Interview auf S. 72) bewegender Film *Die Kinder sind tot* vor Augen. In einer Hochhaussiedlung in Frankfurt/Oder hat eine Mutter ihre beiden Söhne verdursten lassen. Aelrun Goette, die an der *Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf* unterrichtet, befragt das Umfeld, nähert sich schrittweise dem Kerngeschehen, indem sie dann die überforderte Mutter und deren Mutter, die häufig einsprang, um die Kinder zu versorgen, gegenüberstellend befragt. Im Zentrum des Films steht also scheinbar ein privates Geschehen – und doch öffnet sich dadurch ein Horizont, der indirekt soziale Verwerfungen freilegt, Enttäuschungen und Vorwürfe, Empathielosigkeit und Minderwertigkeitsgefühle.

Dass es auch gegenläufig geht, haben zuvor schon die Regisseurinnen Antje Kruska und Judith Keil gezeigt. Sie haben mit *Der Glanz von Berlin* (2001) Reinigungskräften ganz unpräzise, aber liebevoll ein Denkmal gesetzt. Dieser Dokumentarfilm wurde zunächst für das Kino konzipiert, konnte dann aber auch in der ARD gesendet werden.

Auch später gab es häufig gute längere Reportagen oder Dokumentationen wie: *Abgehängt – Leben in der Unterschicht* (ARD

2006), *Die Hartz-IV-Schule* von Eva Müller, die im Jahr 2008 im WDR als „Story“ gesendet und dann zur Nachtzeit in der ARD wiederholt wurde, oder die investigative Reportage *Das Hermes-Prinzip* (2011), in der Monika Wagner und Ralf Hötte Leben und Arbeit eines Paketboten in scharfem Kontrast zum Wirken des als Vorzeigeunternehmer gelobten Milliardärs Michael Otto darstellen.

Wo sind heute solche hervorragenden Einzelstücke zu sehen? In welchen Redaktionen werden sie vorbereitet? Wo sind die Initiativen, die sich darum bemühen, den Armuts„reportagen“ von RTL II sozialen Realismus entgegenzusetzen? Wo wird darüber nachgedacht, wie man das Publikum durch ein Angebot von Alternativen ansprechen kann? Vielleicht ist es ja tatsächlich so, dass die Formensprache der klassischen Sozialreportage überholt ist. Dann allerdings muss Raum geschaffen werden für Experimente und Austausch. Es ist fraglich, ob die öffentlich-rechtlichen Sender, aus deren Mitte heraus einst eigenständige Kunstformen – wie das Hörspiel oder das Doku-Drama – entstanden, noch die Kraft zu solchen Innovationen aufbringen.

Zu erkennen ist auf jeden Fall wenig Problembewusstsein, kein systematisches Vorgehen, keine Koordination oder gar auf Nachhaltigkeit angelegte Themenpolitik für den Dokumentarfilm, besondere Spielfilme oder Serien.

Die ARD und ihre einzelnen Sender beschieken immer wieder Festivals mit Filmen, auf die sie stolz sind. Die Einreichungen können als ein Trendbarometer gelten. 40 Filme sind es zum Beispiel, die auf der diesjährigen Berlinale

in verschiedenen Reihen vorgeführt wurden. Darunter befanden sich auch einige Dokumentarfilme. Sie handeln von Demenz oder der Berliner Clubszene, von Hippies und Kindern des Kalifats. Von sozialer Ungleichheit handelt kein einziger Film. Ein ähnliches Bild zeigte sich bei den Einreichungen zum Filmfest München 2019. 17 Filme wurden eingereicht: Darin geht es um Gomera, Marokko oder eine „junge Compliance Managerin“. Bei den zwölf Filmen, die die ARD in der Sommerpause unter dem Rubrum „Filmdebüt im Ersten“ immer dienstags um 22.45 Uhr ausstrahlte, sieht es nicht anders aus. Allenfalls dem aus der Schweiz übernommenen, bereits 2016 produzierten Film „Marija“, einem Migrationsdrama um eine aus der Ukraine eingewanderte, entschlossen um Aufstieg bemühte Frau, kann man noch zubilligen, auch Soziales zu thematisieren.

Über eine mögliche Ursache für diese Themenauswahl durfte der Elitenforscher Michael Hartmann im ZDF Vermutungen anstellen. Seine These lautet: Es sei kein böser Wille, aber die soziale Herkunft präge nun einmal die Berichterstattung (Hartmann 2019). Seinen empirischen Studien zufolge seien im Journalismus allgemein, insbesondere aber auf der Leitungsebene der öffentlich-rechtlichen Sender Menschen mit nichtprivilegierter Herkunft völlig unterrepräsentiert. Nicht nur im Journalismus, sondern erst recht für die fiktionalen Produktionen der Sender ARD und ZDF scheint eine Sicht auf die Welt aus einer saturierten Perspektive der Mittelschichten heraus typisch zu sein. Das gilt für die frauenaffinen Freitagfilme der ARD, für alle Krimis, in denen

Mordfälle an den beliebtesten Urlaubszielen der Deutschen von Bozen bis Kroatien stattfinden, für die Serien am Nachmittag wie für das „Herzokino“ des ZDF. Die Regisseurin Aelrun Goette sieht vor allem auf den Streamingplattformen schon neue, inspirierende Erzählweisen entstehen, während wir noch über Defizite nachdenken. Sie verweist darauf, dass es nicht etwa darauf ankäme, bestimmte Welten – etwa die Unterschichten oder die prekäre Klasse – fiktional zu repräsentieren. Wichtiger sei es, verstörende Geschichten zu entdecken und zu erzählen. Sehr viel Hoffnung auf die traditionellen Institutionen, zu denen sie auch die öffentlich-rechtlichen Sender zählt, setzt sie dabei aber nicht (siehe Interview auf S. 72).

Als positives Beispiel nennt sie den „emotional umwerfenden“ Film *Systemsprenger*. Im Zentrum dieses Films steht das neunjährige Mädchen Benni, an dessen Wut- und Gewaltausbrüchen alle Sozialisationsinstanzen scheitern. Dieses Spielfilmdebüt von Nora Fingscheidt reflektiert unter anderem soziale Verhältnisse, ist aber – wie Verena Lueken, die Kritikerin der FAZ, schrieb – kein Sozialdrama, sondern eher „Körperkino“ (Lueken 2019). Der Film wurde vielfach ausgezeichnet und im August 2019 als deutscher Vorschlag für die Kategorie „Bester internationaler Film“ für den Oscar 2020 ausgewählt, schaffte es aber nicht auf die Shortlist. Er wurde für das Kino produziert, jedoch in Kooperation mit dem „Kleinen Fernsehspiel“ des ZDF. Wenngleich *Systemsprenger* kein klassisches Sozialdrama ist, so kann dieser Film doch einen Fingerzeig geben, wo und wie eine neue filmische Sprache entwickelt werden könnte.

Ein anderer Versuch war bereits im Fernsehen zu besichtigen – am 11. November 2019, ebenfalls im „Kleinen Fernsehspiel“ des ZDF. Schon die ersten Bilder waren ungewöhnlich. Eine schick gekleidete Frau mit Rollkoffer und einem kleinen Jungen an der Hand stolpert durch ein Gebüsch. Es ist die von Franziska Hartmann gespielte Hauptfigur Melli, eine alleinerziehende Mutter, die es nach harten Auswahlwettbewerben zwar schafft, den Job als Stewardess zu bekommen, aber leider vom Wohnungsamt keine Bleibe für sich und ihren Sohn Ben ergattern kann. Also leben beide im Wald in einem Zelt, was den Filmtitel *Sterne über uns* begründet. Ben ist ein braver Kerl, der das Leben im Wald ganz abenteuerlich findet. Melli ist gebildet und versucht alles, um dem Sohn die Obdachlosigkeit erträglich zu machen. Nicht immer ist der Film ganz logisch, aber es entsteht eine intensive Mutter-Sohn-Geschichte ohne Kitsch. Zugleich lebt der Film der Regisseurin Christina Ebelt vom Kontrast zwischen dem perfekten Jetset-Leben in der Fliegerei und dem wilden Alltag im Wald. Ohne explizit ein „Themenfilm“ zu sein, ist sowohl die Wohnungskrise wie die Angst der Mittelschichten vor sozialem Abstieg drohend allgegenwärtig.

Auch wenn kein deutscher Ken Loach zu entdecken ist, sind das doch immerhin ermutigende Zeichen.

Dennoch bleibt es dabei: Sowohl für das deutsche Kino und erst recht für das deutsche Fernsehen ist ein großes Defizit bei der Darstellung sozialer Themen zu konstatieren. Sogar Bundesfinanzminister Olaf Scholz (SPD) hat das erkannt. Ein Auszug aus seinem Gespräch

mit der *Zeit*, in dem es um die Bildungslaufbahn, die Lektüre und den Medienkonsum geht, soll deswegen etwas ausführlicher dokumentiert werden:

„**Scholz:** Wissen Sie, was mir dabei aufgefallen ist?

Zeit: Sagen Sie.

Scholz: Dass es in Deutschland kaum Filme aus dem Arbeitermilieu gibt. Die kommen, wenn, aus England, etwa von Ken Loach. Mir bekannte Filme aus Deutschland, die eine wirklich andere soziale Lebenswelt abbilden, stammen von Fatih Akin. Die spielen im Migrantenmilieu, und da werden auch Würde und Stolz der Menschen vermittelt.

Zeit: Vielleicht gibt es dieses Arbeitermilieu einfach nicht mehr so.

Scholz: Natürlich gibt es das noch! Das zeigt jede Statistik. Ich kann Ihnen in Hamburg viele Firmen zeigen, wo noch mit Stahl, Aluminium, Kupfer gearbeitet wird. Diese Welt spielt in der Öffentlichkeit nur immer weniger eine Rolle. Das finde ich fast gefährlich“ (Dausend/Spiewak 2020).

Wie recht er hat. Das grandiose Alterswerk von Ken Loach *Sorry We Missed You* war gerade erst in den deutschen Kinos zu sehen. Im Film geht es um ein Paar, das in einer gewöhnlichen britischen Kleinstadt lebt. Ricky arbeitet als Paketbote und seine Ehefrau Abby in der mobilen Altenpflege. „Mit unerbittlicher Zärtlichkeit schaut der Film den beiden (Ricky und Abby) dabei zu, wie sie das, wofür sie arbeiten, durch die Bedingungen ihrer Arbeit verlieren“, schreibt der Filmkritiker Andreas Kilb,

„dabei sind es nicht die präzise beobachteten Etappen ihres Scheiterns, die die Geschichte so herzerreißend machen, sondern die Momente zwischendurch, in denen es so aussieht, als könnten sie es doch noch schaffen“ (Kilb 2020). Solche Mühen gibt es nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Bremerhaven und Holzminden, in Rostock und Passau.

Spezifischer französisch, weil es bei uns kaum mit den französischen Vorstädten vergleichbare soziale Gebilde und die dortigen Gewaltausbrüche gibt, ist der Film *Les Misérables* – auf Deutsch: *Die Wütenden* – des französischen Filmemachers Ladj Ly, der im Mai 2019 in Cannes Premiere feierte und im Januar 2020 in die deutschen Kinos kam. Der Film beginnt mit Szenen einer großen Einheit: In den Straßen der Hauptstadt Paris feiern Fans gemeinsam den Gewinn der Fußballweltmeisterschaft. Sie singen die Nationalhymne, schwenken Fahnen, tragen die Trikots ihrer Idole. Egal welcher sozialen oder ethnischen Herkunft sie entstammen. Dann wird die Hauptfigur des Films vorgestellt: Stéphane, einem schweigsamen, gutmütigen Polizisten, wird von Kollegen sein neues Revier gezeigt, eine Pariser Vorstadtsiedlung. Hier entzünden sich bald schon soziale und ethnische Konflikte, die in heftige Ausbrüche von Gewalt münden. Vorbild sind die Unruhen des Jahres 2005. Der Film wurde für die Oscar-Verleihung des Jahres 2020 in der Kategorie „Bester Internationaler Film“ eingereicht.

Stärker als in Deutschland gibt es also in Großbritannien, in Frankreich, aber auch in Belgien ein ausgeprägtes Interesse an Spielfilmen, in deren Zentrum soziale Stoffe stehen. Dass

solche Filme aber keineswegs nur spezifisch nationale Probleme bearbeiten, zeigt der Film *Zwei Tage, eine Nacht* der belgischen Brüder Dardenne. In diesem Film aus dem Jahr 2014 geht es um Solidarität. Wir sehen der Hauptfigur Sandra, gespielt von Marion Cotillard, dabei zu, wie sie nach ihrer Entlassung versucht, in persönlichen Gesprächen die Solidarität ihrer Kolleginnen und Kollegen zu erringen. Ihr droht die Entlassung, doch sie hat erreicht, dass die Belegschaft noch einmal über ihren Verbleib am Arbeitsplatz abstimmen darf. Allerdings würde diese dann eine Bonuszahlung verlieren. Jeden einzelnen ihrer Kollegen versucht Sandra nun in einem persönlichen Gespräch zu überzeugen. Dafür hat sie nur begrenzt Zeit – und sie stößt auf sehr unterschiedliche Reaktionen. Entstanden ist ein sehr feiner, differenzierter, von Mitmenschlichkeit und Verzweiflung handelnder Film. Warum nur gibt es bei uns keine so genauen, gleichzeitig hart und zart von der menschlichen Würde handelnden Filme?

Dies wäre eine Forderung an den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, an ARD und ZDF, die „für alle“ da sein wollen, deren Auftrag es aber keinesfalls ist, die Augen zu verschließen vor den Lebenswirklichkeiten am Rande der Wohlstandsgesellschaft. Dort hinzuschauen wäre ein Auftrag, der mit „Leidenschaft, Handwerk und Empathie“ – diese Haltung empfiehlt Aelrun Goette – zu erfüllen wäre. Eine solche Haltung wäre erst recht angebracht, sofern man der Kritik zustimmt, dass die Darstellung von „Abrackern“ wie von „Stempeln gehen“, also von hartem Schuftentum wie von Menschen in Armut, nicht RTL II überlassen werden sollte.

INTERVIEW

Aelrun Goette (Regisseurin)

„Wir suchen nach neuen Welten und Schmerzpunkten“

Es ist lange her, im Jahr 2003 haben Sie in Ihrem Film *Die Kinder sind tot* einen schrecklichen Fall vom unteren Rand der Gesellschaft bearbeitet – eine Mutter ließ ihre Kinder verdursten. Wie haben Sie das ohne Schönfärberei, aber auch ohne Diffamierung geschafft?

Aelrun Goette: Ich bin hingegangen und habe mit vorurteilsfreiem Verstand und offenem Herzen die Menschen befragt und mich auf ihre Lebensumstände eingelassen.

Reicht das als Haltung?

Ich weiß nicht, ob das reicht. Aber es ist der Kern. Es geht darum, wie man sich in eine andere Welt begibt: Geht man offen hinein oder nicht, stellt man ernsthaft Fragen, oder weiß man schon die Antwort, bevor man gefragt hat. Und lässt man das alles an sich heran.

Dieser Film ist ein Unikat geblieben. Warum ist es nicht gelungen, eine Tradition des sozial-realistischen Films zu begründen?

Das ist eine spannende Frage, die ich eigentlich Ihnen stellen müsste. Was glauben Sie?

Ich vermute, es hat damit zu tun, dass bei uns – stärker als in Großbritannien oder in Frankreich – Armut als völlig abgekoppelt von Arbeit wahrgenommen wird. Ist es denn so ein besonderes Problem, die gesellschaftlichen Spaltungen, die wir ja alle wahrnehmen, filmisch zu bearbeiten?

Mein Eindruck ist, dass die Angst überall immer größer wird und wir uns ständig von allem Möglichen abgrenzen müssen. Wir haben Angst vor dem Abstieg, Angst vor dem Klimawandel, Angst davor, etwas falsch zu machen. Wir nehmen Unterschiede nicht mehr als interessant, sondern als „Entgegen“ wahr. Das betrifft auch uns Filmemacher*innen: Wir drehen uns viel zu sehr um uns selber, anstatt Geschichten zu erzählen, die Einblicke in Unbekanntes ermöglichen. Und wer will uns das verübeln? Wir sind der Spiegel unserer Gesellschaft. Deshalb ist es im Sinne von Hannah Arendt ja fast schon ein radikaler Akt, Spaltung zu überwinden. Es gibt zu wenige Filme, die Brücken bauen.



Wir nehmen Unterschiede nicht mehr als interessant, sondern als „Entgegen“ wahr.

In Spielfilmen sind Leute aus den Unterschichten oft besonders kauzig oder es gibt Geschichten, wie arme Mädchen doch den Aufstieg durch Leistung schaffen. – Sind solche Geschichten „auserzählt“? Brauchen wir neue ästhetische Anstrengungen?

Ja, die brauchen wir. Aber ich bin da auch zuversichtlich: Während wir noch die Abwesenheit von etwas beklagen, entsteht schon das Neue. Auf den Streamingplattformen finden sich alle Arten von neuen, inspirierenden Erzählweisen, und das Publikum sucht sich dort seine Identifikationsmodelle. Was gerade geschieht, kann man vielleicht nicht als neue ästhetische Anstrengungen bezeichnen, aber die Erzählweisen haben sich geändert: Helden sind diverser, gebrochener, weiblicher geworden. Die Geschichtenerzähler*innen, die die Welt aus der Ecke des Zimmers kennen, die sogenannten ‚Grenzgänger*innen‘, haben dort Konjunktur.

Wenn Sie auf diese „Grenzgänger“ setzen, heißt das, dass Ihre Hoffnung auf die traditionellen Institutionen, zum Beispiel die öffentlich-rechtlichen Fernsehsender, schwindet? Neues zu erforschen und zu fordern wäre doch auch deren Aufgabe.

Die öffentlich-rechtlichen Sender sagen, dass sie sich für neue Erzählformen interessieren, aber ich finde das im Hauptabend nicht wieder. So etwas wie den anspruchsvollen Mittwochsfilm gibt es nicht mehr. Die Angst, dass die quotensicheren Zuschauer nicht einschalten, ist einfach zu groß. Da wagt man keine Experimente.

Ist dann das Kino die Hoffnung? Warum gibt es Filme wie Ken Loachs *Sorry We Missed You* oder *Les Misérables* aus Frankreich, aber nichts dergleichen im deutschen Film?

So schlecht steht der deutsche Kinofilm gar nicht da. Schauen Sie sich *Systemprenger* an: ein tief beeindruckender und emotional umwerfender Film, der sich mit dem Zustand unserer Gesellschaft auseinandersetzt. Fast zwei Stunden lang schreit einen da ein kleines Mädchen an – und mehr als eine halbe Millionen Zuschauer haben sich das angeschaut. Das ist doch großartig, dass die Menschen diese anspruchsvollen Stoffe sehen wollen! Noch vor kurzer Zeit hätte niemand geglaubt, dass ein solcher Film so eine Resonanz hat. Gerade bewegt sich auch in diesem Bereich einiges. Andererseits haben wir ein Strukturproblem: Bei unseren Finanzierungswegen wird das Risiko auf dem Rücken der Kreativen ausgetragen, und da reicht nicht mal Rückgrat aus Eisen aus, um das durchzustehen.



Auf den Streamingplattformen finden sich alle Arten von neuen, inspirierenden Erzählformen.

Sie unterrichten ja auch – was ist denn dann das Wichtigste?

Leidenschaft, Handwerk und Empathie.

Gibt es bei den jungen Filmemachern nicht zu wenig Interesse an sozialen Konflikten?

Aus dieser Frage ergeben sich neue Fragen: Wo spielen sich die sozialen Konflikte heute ab, wie treten sie zutage und in welchen gesellschaftlichen Resonanzraum agieren sie hinein? Ich habe den Eindruck, dass unser Handwerkszeug der Erklärung überholt ist. Wir schauen durch altbewährte Brillen auf gesellschaftliche Unterschiede und wenden unsere Schablonen auf sie an, aber die Wirklichkeit will da nicht hineinpassen. Schauen Sie sich nur die Überraschung fast aller großen Medien zum 30-jährigen Jahrestag des Mauerfalls an: Man ging davon aus, das Thema ist vom Tisch, und war völlig überrascht, was plötzlich offensichtlich wurde: Die alte und die neue Bundesrepublik stehen sich unversöhnlicher gegenüber denn je. Ähnliches gilt für das Thema Armut: Kaum jemand interessiert sich wirklich dafür, und kaum jemand hat Ahnung von den Menschen, die in Armut leben müssen.



Mir scheint, dass uns die Kultur des interessierten Austauschs abhandengekommen ist.

Ich sehe ein großes Problem in der Abwesenheit von Dialog in unserer Gesellschaft und in den Medien. Mir scheint, dass uns die Kultur des interessierten Austauschs abhandengekommen ist, stattdessen wird überall endlos monologisiert. Es fehlen die Gespräche, in denen man den anderen wirklich zuhört, nachdenkt, Dinge auch mal stehen lässt, weil sie in ihrer Komplexität nicht so einfach zu greifen sind. In diese Unkultur sind die jungen Filmemacher*innen hineingewachsen. Wir müssen sie dabei unterstützen, sich dem entgegenzustellen, indem wir endlich wieder anfangen, ein ernsthaftes Interesse füreinander zu entwickeln, und uns zuhören, wenn wir verstehen wollen, wohin es gesellschaftlich geht.

Tauschen Sie – also die deutschen Filmemacher – sich über thematische Defizite, über Erzählformen untereinander aus?

Naja, wir tun es zumindest immer mehr. Unsere Branche verändert sich ja gerade rasant, und da haben manche Angst, manche wittern neue Chancen und greifen nach der Macht, andere halten sie fest. Und einige sind wirklich an Inhalten und gesellschaftlichen Fragen interessiert. Mit denen macht es große Freude, über neue Wege zu sprechen und wie man die umsetzen kann.

Gehört dazu auch das Thema Armut?

Filmemacher*innen sind in erster Linie Geschichtenerzähler*innen, und nur wenige von uns sind thematisch fixiert. Wir wollen uns weiterentwickeln und suchen immer nach neuen Ausdrucksweisen, neuen Welten und Schmerzpunkten. Und mit uns verändert sich die Welt und die Themen, die uns um den Schlaf bringen. Was mich angeht: Ich habe noch für die nächsten hundert Jahre Geschichten in mir, von denen ich glaube, dass die Welt sie braucht.

Aelrun Goette ist Filmemacherin und Honorarprofessorin für Regie, Drehbuch und Schauspiel an der *Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf*. Im Jahr 2003 sorgte ihr dokumentarisches Debüt *Die Kinder sind tot* für Aufsehen und erhielt den Deutschen Filmpreis in Gold. Sie drehte diverse Fernsehfilme und *Tatorte*, die vielfach ausgezeichnet wurden. Für ihre Spielfilme *Unter dem Eis* und *Keine Angst* erhielt sie jeweils den Grimme-Preis. Ihr jüngstes Projekt ist der Kinofilm *In einem Land, das es nicht mehr gibt ...*, für das sie auch das Drehbuch schrieb und bei dem sie im Sommer 2020 Regie führt.

Das Gespräch wurde am 17. Februar 2020 geführt.

7 Resümee und Aufruf

1. Armut ist ein relevantes gesellschaftliches Problem. Am unteren Rand einer reichen Gesellschaft leben viele Armutsbetroffene. Es gibt eine gesellschaftliche Spaltung: Durch Globalisierung und Digitalisierung entstehen auch neue Verlierer. Ob man sie „Unterschicht“ (Paul Nolte) nennt, „die Ausgegrenzten“ (Heinz Bude) oder von einer „prekären Klasse“ (Andreas Reckwitz) spricht – es gibt ein gesellschaftliches „Unten“, das von Niedriglöhnern bis zu Langzeitarbeitslosen reicht. Diese leben nicht nur in einer schwierigen materiellen Lage, sondern erfahren eine umfassendere soziale und kulturelle Entwertung.
2. Das Wort „Hartz IV“ ist dafür zum Symbol geworden. Es prägt die Wahrnehmung. Gedacht als Maßnahme einer modernen, flexibleren Sozialgesetzgebung, die durch Fördern und Fordern Menschen wieder an die Arbeitsgesellschaft heranführen sollte, ist „Hartz IV“ zu einem Makel geworden, zu einem Abstempeln von Bedürftigen, zum Synonym für Abgrenzung und Ausgrenzung.
3. Es ist wichtig, nicht wegzusehen, sondern hinzuschauen, zu verstehen und nicht zu verachten. Dafür spielt es eine große Rolle, wie Medien – insbesondere die Sendungen im Massenmedium Fernsehen – mit dem Thema Armut umgehen.
4. Der Sender RTL II hat es zum Wesenskern seines Programms gemacht, von den „Unterschichten“ für die „Unterschichten“ zu berichten. Die Analyse dieser Formate zeigt: Die Berichte sind einseitig und klischeehaft, manipulativ und diffamierend. RTL nähert sich mit einigen Sendungen dieser Art Fernsehen versuchsweise an. Deren Format *Zahltag! Ein Koffer voller Chancen* ist eine zynische Show-Veranstaltung.
5. Von der kritischen Öffentlichkeit und den öffentlich-rechtlichen Sendern werden diese Programme kaum beachtet, ja sogar ignoriert. Notwendig wäre stattdessen eine kritische Auseinandersetzung und ein Angebot fundamentaler Alternativen.
6. Wenn Armut vor allem im „Unterschichtenfernsehen“ thematisiert wird, in den öffentlich-rechtlichen Programmen aber eher beiläufig vorkommt, weil diese stark mittelschichtzentriert sind, dann droht die Gefahr, dass es zu einander kaum berührenden medialen Parallelwelten kommt.
7. In den Programmen von ARD und ZDF ist Armut zwar Thema in einzelnen journalistischen Berichten, in Reportagen, doch kaum noch in längeren Dokumentationen. In fiktionalen Produktionen kommt sie allenfalls sporadisch vor. Es gibt keinen koordinierten, systematischen oder nachhaltigen Umgang mit diesem gesellschaftlich relevanten Thema.
8. Anders als in Großbritannien, Belgien oder Frankreich ist in Deutschland keine Schule des sozial-realistischen Films entstanden.

9. Nachgedacht werden müsste über neue Erzählformen. Es müssten Räume geschaffen werden, die für kreative ästhetische Experimente und einen Austausch der Filmemacher offen sind. Die traditionellen Programmschemata von ARD und ZDF sind dafür offenkundig wenig geeignet.

10. Am Ende bleibt nur ein emphatischer Appell oder Aufruf. Es ist für eine Gesellschaft von großer Bedeutung, wie das Thema Armut medial bearbeitet wird. Das ist natürlich eine

Frage der Haltung, zu der unbedingt die vorurteilsfreie Recherche gehört, aber insbesondere ein respektvoller Umgang mit den Betroffenen selbst. Sie dürfen nicht nur Objekt der Berichterstattung sein, sondern müssen einbezogen werden in die Erarbeitung journalistischer und ethischer Standards für das Schreiben und Berichten über Armut. In Österreich hat die dortige „Armutskonferenz“ einen *Leitfaden für respektvolle Armutsberichterstattung* (Armutskonferenz 2018) erarbeitet, die für Deutschland ein Vorbild sein kann.

Autor und Stiftung appellieren an die Journalisten- und Sozialverbände und an die auch in Deutschland existierende „Nationale Armutskonferenz“, gemeinsam genau solche Standards zu diskutieren und verbindlich festzulegen. Sie böten allen Beteiligten eine dringend notwendige Orientierung und könnten in Zukunft als Maßstab für Medienkritik dienen.

Literatur

- Amend, Christoph (2005): Was guckst du?, in: Die Zeit, 8. März 2005.
- Armutskonferenz (2018): Leitfaden für respektvolle Armutserichterstattung, 2., erweiterte Auflage, Wien.
- Berg, Sibylle (2019): GRM. Brainfuck, Roman, Köln.
- Bolz, Norbert (2007a), Das ABC der Medien, München.
- Bolz, Norbert (2007b): Unterhaltung als Schule der sozialen Intelligenz, in: ders., Das ABC der Medien, München, S. 93-101.
- Brooker, Charlie, (2015): Benefits Street – Poverty Porn, or Just the Latest Target for Pent-up British Fury?, in: The Guardian, 23. Januar 2015.
- Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, München.
- Buhrow, Tom (2020): „Wir wollen Kitt sein“, Interview Hans Hoff und Laura Hertreiter, in: Süddeutsche Zeitung, 20. Januar 2020.
- Butterwegge, Christoph (2018): Armut, 3. Auflage, Köln.
- Butterwegge, Christoph/Hank, Rainer (2019): Deutschland nach Hartz IV: Zwei Perspektiven, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 44-45, S. 4-11.
- Christoph, Maria (2019): Darum gucken so viele Leute RTL II-Armutspornos wie „Hartz und herzlich“, online: Vice.com, 17. Mai 2019 (abgerufen: 11. Februar 2020).
- Creditreform (2019): Schuldneratlas, Neuss.
- Dausend, Peter/Spiewak, Martin (2020): Olaf Scholz, waren Sie ein Streber?, in: Die Zeit, 13. Februar 2020.
- Davis, Serena (2014): Benefits Street, Episode 3, Channel 4, Review, in: The Daily Telegraph, 22. Januar 2014.
- Doward, Jamie/Conlan, Tara (2014): BBC Rejected Early Version of Benefits Street Two Years Ago, in: The Observer, 22. Januar 2014.
- Dowideit, Anette (2019): Vom Verlust guter Arbeit. Das Elend der Paketboten, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/2019, S. 111-120.
- Ellis, John (2014): Benefit Street – Who Benefits?, 24. Januar 2014, online: cstone.net/benefits-street-who-benefits-by-John-Ellis (abgerufen: 30. Januar 2020).
- Engel, Bernhard/Mai, Lothar (2015): Mediennutzung und Lebenswelten. Ergebnisse der ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation, in: Media Perspektiven 10/2015, S. 427-441.
- Frickel, Thomas (2020): Für eine lebendige Dokumentarfilmkultur, online: medienpolitik.net, 20. Januar 2020 (abgerufen: 11. Februar 2020).
- Gäbler, Bernd (2019): Armut im Fernsehen, in: Der Tagesspiegel, 27. Oktober 2019.
- Gäbler, Bernd (2008): „Liebes Fernsehen, hilf mir, wenn Du kannst“. Über Help-Formate, in: ALM-Programmbereich 2008, S. 155-159, online: www.die-medienanstalten.de/fileadmin/Download/Publikationen/Programmbereich/2008/ALMProgrammbereich2008-Gesamt.pdf (abgerufen: 30. Januar 2020).
- Grabow, Emily (2020): Wir fahren im Sommer nicht nach Mallorca, in: Der Spiegel, 8. Februar 2020.

- Hank, Rainer (2016): Von wegen paritätische Wohlfahrt!, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 12. Juni 2016.
- Hannemann, Inge (2015): Die Hartz-IV-Diktatur. Eine Arbeitsvermittlerin klagt an, Reinbek bei Hamburg.
- Hartmann, Kathrin (2012): Wir müssen leider draußen bleiben. Die neue Armut in der Konsumgesellschaft, München.
- Hartmann, Michael (2019): Entfremdete Medienelite. „Soziale Herkunft prägt Berichterstattung“, Interview, in: heute/ZDF, 17. August 2019.
- Haupt, Friederike (2019): Hartzen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 10. November 2019.
- Kenter-Götte, Bettina (2018): Heart's Fear. Geschichten von Armut und Ausgrenzung, Essen.
- Kilb, Andreas (2020): Kurze Geschichte des Glücks, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 2. Februar 2020.
- Klaus, Elisabeth/Röser, Jutta (2008): Unterschichtenfernsehen: Beobachtungen zum Zusammenhang von Medienklassifikation und sozialer Ungleichheit, in: Wischermann, Ulla/Thomas, Tanja (Hg.), Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Ungleichheit, Wiesbaden, S. 265 ff.
- Kramer, Bernd (2019): Die Abgehängten von morgen, in: Süddeutsche Zeitung (SZ), 13. Dezember 2019.
- Kremplewski, Agatha (2018): „RTL hat gezielt Menschen ausgenutzt“. Ex-Jobcenter-Mitarbeiterin entsetzt über „Hartz-IV-Show“, online: focus online, 1. August 2018 (abgerufen: 30. Januar 2020).
- Kremplewski, Agatha (2019): Diese Szenen zeigen: Nicht mal die Experten sind von der Hartz-IV-Show „Zahltag“ überzeugt, online: watson.de, 12. September 2019 (abgerufen: 4. Februar 2020).
- Lueken, Verena (2019): Schaut auf diese Kinder, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 9. Februar 2019.
- Miegel, Meinhard (2002): Die deformierte Gesellschaft, München, Berlin.
- Migenda, Kathrin (2017): Bekannt aus „Hartz und herzlich“: So sieht es am Siedlertreff in der Eisenbahnsiedlung aus, in: Der Westen, 17. August 2017.
- Moreno, Juan (2019), Tausend Zeilen Lüge. Das System Relotius und der deutsche Journalismus, Berlin.
- Neveling, Fabian (2019): Zahltag! Ein Koffer voller Geld, in: quotenmeter.de, 10. Oktober 2019 (abgerufen: 30. Januar 2020).
- Niemeier, Thomas/Lückerath, Thomas (2017): ProSiebenSat.1-Chef Ebeling beschimpft seine Zuschauer, in: DWDL, 15. November 2017.
- Nolte, Paul (2004): Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik, München.
- Pörksen, Bernhard (2018): Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung, München.
- Reckwitz, Andreas (2018): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin.
- Reckwitz, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin.
- Savvas, Christina (2014): Samantha Brick Defends Birmingham after Benefits Street, in: Birmingham Mail, 6. Februar 2014.
- Schadt, Thomas (2002): Das Gefühl des Augenblicks. Zur Dramaturgie des Dokumentarfilms, Bergisch Gladbach.

- Schneider, Ulrich (2010): *Armes Deutschland, Neue Perspektiven für einen anderen Wohlstand*, Frankfurt/Main.
- Schneider, Ulrich (Hg.) (2015): *Kampf um die Armut. Von echten Nöten und neoliberalen Mythen*, Frankfurt/Main.
- Schrader, Daniel (2018): Warum Armut nicht nur eine Frage des Geldes ist, in: *Ze:tt*, 31. Juli 2018.
- Schweikle, Johannes (2010): 7 goldene Thesen für Reporter, in: *Journalist. Das Medienmagazin*, 60. Jg., Heft 5, S. 76 f.
- Starzmann, Paul (2019): Geteiltes Deutschland, in: *Der Tagesspiegel*, 13. Dezember 2019.
- Theurer, Marcus (2019): Im Niedriglohnland, *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)*, 24. November 2019.
- Turiak, Stefan/Albrecht, Stefan (2016): „Echt, pur und fernab jeglicher Zuspitzung“ (Interview mit dem „Docutainment“-Verantwortlichen von RTL II), online: quotenmeter.de, 25. Februar 2016 (abgerufen: 30. Januar 2020).
- Walker, Jonathan (2014): Channel 4 Show Benefits Street Exploits the Poor, Says Birmingham MP, in: *Birmingham Post*, 23. Januar 2014.
- Westerwelle, Guido (2010): Hartz IV und die Frage, wer das alles zahlt. Vergesst die Mitte nicht!, in: *Die Welt*, 11. Januar 2010, zit. nach: Butterwegge (2018), S. 99.
- Wiedermeier, Juliane (2018): Ein Koffer voller Ekel vor RTL, in: *Der Freitag*, 2. August 2018.

Hinweise zum Autor

Prof. Bernd Gäbler, geboren 1953, arbeitet als Publizist und Professor für Journalistik.

Berufliche Stationen: Studium der Soziologie, Politologie, Geschichte und Pädagogik in Marburg und Bonn, anschließend unterschiedliche journalistische Tätigkeiten bei Printmedien (u. a. *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, *taz*); Wechsel zum Fernsehen, u. a.: ZAK (WDR), *Dienstag – das starke Stück der Woche*, 3, 2, 1 (HR), *Schreinemakers live* (Sat.1), *Sports-TV* (VOX), *Presseclub* (ARD).

- 1997-2001 Leiter des Medienressorts der Zeitung *Die Woche*
- 2001-2005 Geschäftsführer des Grimme-Instituts in Marl
- Seit 2005 freier Publizist (insbesondere: *stern.de*, *Tagesspiegel*, *radio eins*) und Dozent für Journalistik an der FHM Bielefeld
- 2011 Berufung zum Honorarprofessor

Bernd Gäbler ist Autor folgender Studien, die als Arbeitshefte der OBS erschienen sind:*

- AfD und Medien – Erfahrungen und Lehren für die Praxis, AH 95, Frankfurt am Main 2018
- AfD und Medien – Analysen und Handreichungen, AH 92, Frankfurt am Main 2017
- Quatsch oder Aufklärung? – Witz und Politik in heute show und Co., AH 88, Frankfurt am Main 2016
- „... den Mächtigen unbequem sein“ – Anspruch und Wirklichkeit der TV-Politikmagazine, AH 81, Frankfurt am Main 2015
- Hohle Idole – Was Bohlen, Klum und Katzenberger so erfolgreich macht, AH 72, Frankfurt am Main 2012
- „... und unseren täglichen Talk gib uns heute!“ – Inszenierungsstrategien, redaktionelle Dramaturgien und Rolle der TV-Politik-Talkshows, AH 68, Frankfurt am Main 2011

* Alle Arbeitshefte sind vergriffen und nicht mehr lieferbar. Sie stehen aber weiterhin kostenlos zum Download bereit. Runterladen oder online lesen: www.otto-brenner-stiftung.de

OBS-Arbeitspapiere Infos und Download: www.otto-brenner-stiftung.de

- | | |
|--------|--|
| Nr. 39 | Stumme Migranten, laute Politik, gespaltene Medien – Die Berichterstattung über Flucht und Migration in 17 Ländern (Susanne Fengler, Marcus Kreutler) |
| Nr. 38 | Rechte Allianzen in Europa – Wie sich NationalistInnen gegen die EU verbünden (Malene Gürgen, Patricia Hecht, Christian Jakob, Sabine am Orde [Redaktion]) |
| Nr. 37 | Zwischen „Flüchtlingskrise“ und „Migrationspakt“ – Mediale Lernprozesse auf dem Prüfstand (Michael Haller) |
| Nr. 36 | Krimis, Kontroversen, Kochrezepte – Das Regionale in den Dritten der ARD – mit aktuellen Programmanalysen von rbb und SWR (Joachim Trebbe, Eva Spittka) |
| Nr. 35 | Agenda-Setting bei ARD und ZDF? – Analyse politischer Sendungen vor der Bundestagswahl 2017 (Marc Liesching, Gabriele Hooffacker) |
| Nr. 34 | Demoskopie, Medien und Politik – Ein Schulterschluss mit Risiken und Nebenwirkungen (Thomas Wind) |
| Nr. 33 | Zwischen Fanreportern und Spielverderbern – Fußballjournalismus auf dem Prüfstand (Tonio Postel) |
| Nr. 32 | Unsichere Arbeit – unsichere Mitbestimmung. Die Interessenvertretung atypisch Beschäftigter (Berndt Keller) |
| Nr. 31 | Aufstocker im Bundestag III – Eröffnungsbilanz der Nebenverdienste der Abgeordneten zu Beginn der 19. Wahlperiode (Sven Osterberg) |
| Nr. 30 | Netzwerk AfD – Die neuen Allianzen im Bundestag (Malene Gürgen, Christian Jakob, Sabine am Orde) |
| Nr. 29 | Lindners FDP. Profil – Strategie – Perspektiven (Michael Freckmann) |
| Nr. 28 | Unternehmensteuern in Deutschland. Rechtliche Grauzonen und zivilgesellschaftliche Alternativen (Christoph Trautvetter, Silke Ötsch, Markus Henn) |
| Nr. 27 | Polarisiert und radikalisiert? Medienmisstrauen und die Folgen (Oliver Decker, Alexander Yendell, Johannes Kiess, Elmar Brähler) |
| Nr. 26 | Aufstocker im Bundestag II – Bilanz der Nebenverdienste der Abgeordneten in der 18. Wahlperiode (Sven Osterberg) |
| Nr. 25 | Unterhaltung aus Bayern, Klatsch aus Hessen? Eine Programmanalyse von BR und hr (Eva Spittka, Matthias Wagner, Anne Beier) |
| Nr. 24 | #MythosTwitter – Chancen und Grenzen eines sozialen Mediums (Mathias König, Wolfgang König) |

Die Otto Brenner Stiftung ...

... ist die gemeinnützige Wissenschaftsstiftung der IG Metall. Sie hat ihren Sitz in Frankfurt am Main. Als Forum für gesellschaftliche Diskurse und Einrichtung der Forschungsförderung ist sie dem Ziel der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet. Besonderes Augenmerk gilt dabei dem Ausgleich zwischen Ost und West.

... initiiert den gesellschaftlichen Dialog durch Veranstaltungen, Workshops und Kooperationsveranstaltungen (z. B. im Herbst die OBS-Jahrestagungen), organisiert Konferenzen, lobt jährlich den „Brenner-Preis für kritischen Journalismus“ aus, fördert wissenschaftliche Untersuchungen zu sozialen, arbeitsmarkt- und gesellschaftspolitischen Themen, vergibt Kurzstudien und legt aktuelle Analysen vor.

... informiert regelmäßig mit einem Newsletter über Projekte, Publikationen, Termine und Veranstaltungen.

... veröffentlicht die Ergebnisse ihrer Forschungsförderung in der Reihe „OBS-Arbeitshefte“ oder als Arbeitspapiere (nur online). Die Arbeitshefte werden, wie auch alle anderen Publikationen der OBS, kostenlos abgegeben. Über die Homepage der Stiftung können sie auch elektronisch bestellt werden. Vergriffene Hefte halten wir als PDF zum Download bereit.

... freut sich über jede ideelle Unterstützung ihrer Arbeit. Aber wir sind auch sehr dankbar, wenn die Arbeit der OBS materiell gefördert wird.

... ist zuletzt durch Bescheid des Finanzamtes Frankfurt am Main V (-Höchst) vom 29. Mai 2018 als ausschließlich und unmittelbar gemeinnützig anerkannt worden. Aufgrund der Gemeinnützigkeit der Otto Brenner Stiftung sind Spenden steuerlich absetzbar bzw. begünstigt.

Unterstützen Sie unsere Arbeit, z. B. durch eine zweckgebundene Spende

Spenden erfolgen nicht in den Vermögensstock der Stiftung, sie werden ausschließlich und zeitnah für die Durchführung der Projekte entsprechend dem Verwendungszweck genutzt.

Bitte nutzen Sie folgende Spendenkonten:

Für Spenden mit zweckgebundenem Verwendungszweck zur Förderung von Wissenschaft und Forschung zum Schwerpunkt:

- Förderung der internationalen Gesinnung und des Völkerverständigungsgedankens

Bank: HELABA Frankfurt/Main
IBAN: DE11 5005 0000 0090 5460 03
BIC: HELA DE FF

Für Spenden mit zweckgebundenem Verwendungszweck zur Förderung von Wissenschaft und Forschung zu den Schwerpunkten:

- Angleichung der Arbeits- und Lebensverhältnisse in Ost- und Westdeutschland (einschließlich des Umweltschutzes)
- Entwicklung demokratischer Arbeitsbeziehungen in Mittel- und Osteuropa
- Verfolgung des Zieles der sozialen Gerechtigkeit

Bank: HELABA Frankfurt/Main
IBAN: DE86 5005 0000 0090 5460 11
BIC: HELA DE FF

Geben Sie bitte Ihre vollständige Adresse auf dem Überweisungsträger an, damit wir Ihnen nach Eingang der Spende eine Spendenbescheinigung zusenden können. Oder bitten Sie in einem kurzen Schreiben an die Stiftung unter Angabe der Zahlungsmodalitäten um eine Spendenbescheinigung. Verwaltungsrat und Geschäftsführung der Otto Brenner Stiftung danken für die finanzielle Unterstützung und versichern, dass die Spenden ausschließlich für den gewünschten Verwendungszweck genutzt werden.

Aktuelle Ergebnisse der Forschungsförderung in der Reihe „OBS-Arbeitshefte“

- **OBS-Arbeitsheft 100***
Tim Engartner
Wie DAX-Unternehmen Schule machen
Lehr- und Lernmaterial als Türöffner für Lobbyismus
- **OBS-Arbeitsheft 99***
Tobias Gostomzyk, Daniel Moßbrucker
„Wenn Sie das schreiben, verklage ich Sie!“
Studie zu präventiven Anwaltsstrategien gegenüber Medien
- **OBS-Arbeitsheft 98***
Lutz Frühbrodt, Annette Floren
Unboxing YouTube
Im Netzwerk der Profis und Profiteure
- **OBS-Arbeitsheft 97***
Wolfgang Schroeder, Stefan Fuchs
Neue Mitglieder für die Gewerkschaften
Mitgliederpolitik als neues Politikfeld der IG Metall
- **OBS-Arbeitsheft 96***
Rainer Faus, Simon Storks
Im vereinten Deutschland geboren – in den Einstellungen gespalten?
OBS-Studie zur ersten Nachwendegeneration
- **OBS-Arbeitsheft 95***
Bernd Gäbler
AfD und Medien
Erfahrungen und Lehren für die Praxis
- **OBS-Arbeitsheft 94***
Olaf Hoffjahn, Oliver Haidukiewicz
Deutschlands Blogger
Die unterschätzten Journalisten
- **OBS-Arbeitsheft 93***
Michael Haller
Die „Flüchtlingskrise“ in den Medien
Tagesaktueller Journalismus zwischen Meinung und Information
- **OBS-Arbeitsheft 92***
Bernd Gäbler
AfD und Medien
Analyse und Handreichungen
- **OBS-Arbeitsheft 91***
Alexander Hensel, Florian Finkbeiner u. a.
Die AfD vor der Bundestagswahl 2017
Vom Protest zur parlamentarischen Opposition
- **OBS-Arbeitsheft 90***
Hans-Jürgen Arlt, Martin Kempe, Sven Osterberg
Die Zukunft der Arbeit als öffentliches Thema
Presseberichterstattung zwischen Mainstream und blinden Flecken

* Printfassung leider vergriffen; Download weiterhin möglich.

Diese und weitere Publikationen der OBS finden Sie unter
www.otto-brenner-stiftung.de

OBS-Arbeitspapier 40

Armutszeugnis

Wie das Fernsehen die Unterschichten vorführt